HUGO LANDGRAF

Kampf um Danzig

E. F. THIENEMANN VERLAGSBUCHHANDLUNG · DRESDEN

Kampf um Danzig



Am Morgen des 1. [redacted]

Kampf um Danzig

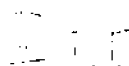
Mit Mikrophon und Stahlhelm an der Danziger Front

Erlebnisbericht
von
Hugo Landgraf

E. F. Thienemann Verlagsbuchhandlung · Dresden

Mit 19 Abbildungen

nach Originalaufnahmen
von Angehörigen der um Danzig angesetzten
Propagandakompanien des Heeres
und der Kriegsmarine.



5. bis 10. Tausend

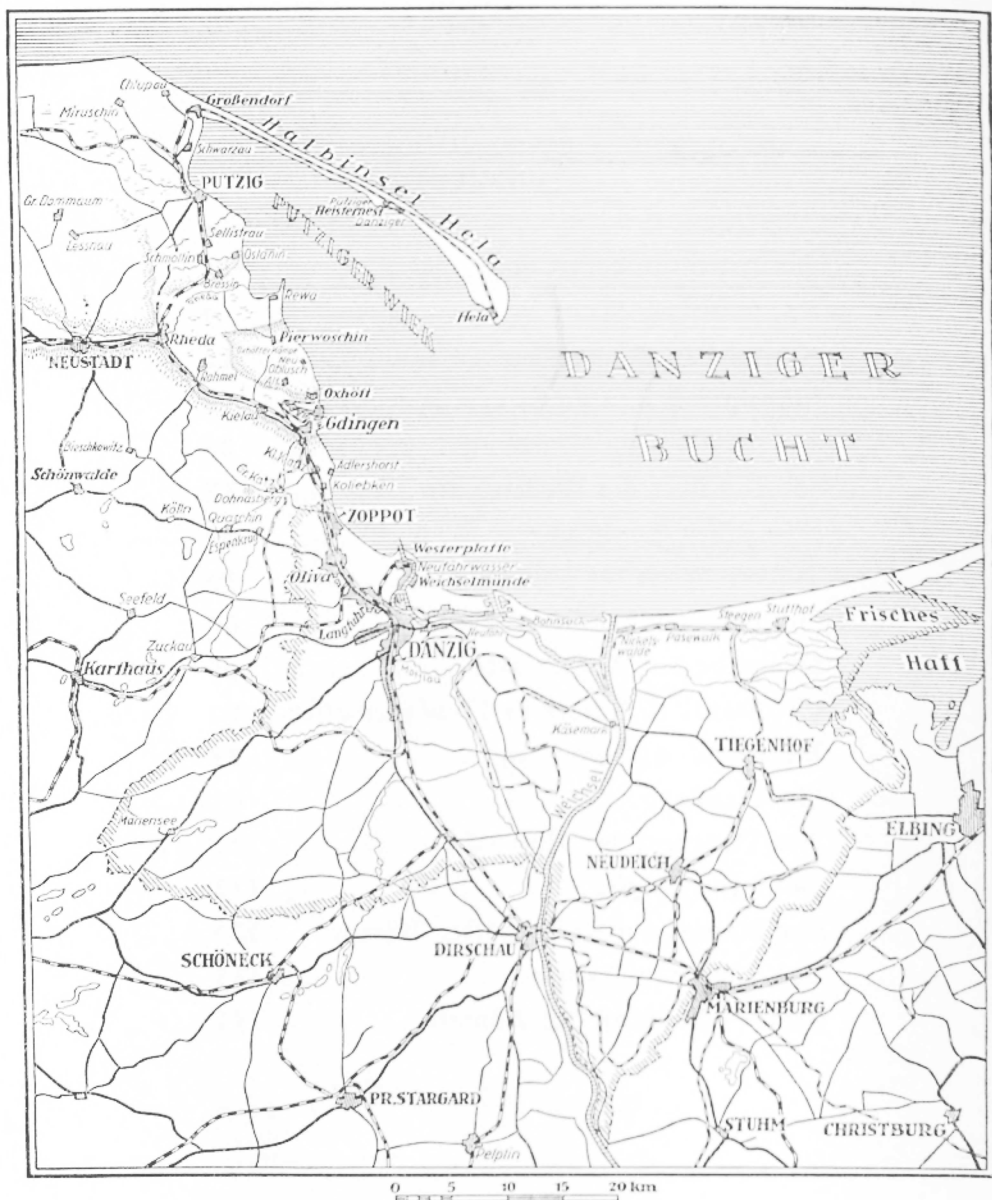
Zu Danzig in dem Thore
da liegen fünf Hündelein,
die bellen alle Morgen
und lassen kein' Polen ein.

Desgleichen auf dem Walle
da sind der Vogel vil,
sie singen süß und saure,
danach man's haben will.

Ade, ade, ihr Polen!
Dies Lied sei euch gemacht.
Der Teufel soll euch holen
in einem leddern Sack!

Danziger Volkslied aus dem 16. Jahrhundert

Inhalt



Karte zum Danziger Kriegsschauplatz

Mit der Grenze der ehemaligen Freien Stadt

Die Danziger Front

Mit Danzig begann es!

Zwar war die Danziger Front nur ein Nebenkriegsschauplatz im weitgesteckten Rahmen des polnischen Feldzuges. Der Einsatz der militärischen Mittel, verglichen mit dem Gesamteinsatz der deutschen Wehrmacht in Polen, war gering. Die Erlebnisse, die hier erzählt werden, beschränkten sich auf einen kleinen Raum, der sich nicht messen kann mit den gewaltigen Strecken, die die deutschen Truppen im Sturmschritt beim Vormarsch im Osten hinter sich brachten.

Und doch: Danzig war der Ausgangspunkt! Danzig war der Hebel, der alles in Bewegung brachte!

Daß es gelang, die alte deutsche Hansestadt am Morgen des 1. September 1939 schlagartig von dem polnischen Druck zu befreien, war mit entscheidend für das Gelingen des Ganzen. Daß Danzig bewahrt wurde vor polnischer Zerstörungswut, ist ein unvergängliches Verdienst der politischen und militärischen Leitung. Daß dies mit eigenen Kräften erreicht wurde, ohne den gewaltigen Kriegsapparat der deutschen Wehrmacht einzuschalten, vermehrt den Ruhm seiner tapferen Verteidiger.

Aus Danziger Freiwilligen-Regimentern, die in der SS-Heimwehr, dem SA-Grenzschutz und den beiden Infanterieregimentern der Landespolizei zusammengefaßt waren, be-

stand die Truppe, die den Kampf gegen vielfache Übermacht aufnehmen mußte. Sie war in rechtzeitiger Voraussicht von Gauleiter Forster zur Verteidigung des Gebietes der „Freien Stadt" geschaffen worden.

Ihre Aufgabe war nicht leicht. Es standen weder schwere Waffen noch motorisierte Abteilungen, geschweige denn Panzer in ausreichendem Maße zur Verfügung. Dabei war der Kampf gegen zwei Fronten gleichzeitig zu führen. Nach außen gegen die Truppenkontingente, die die Grenzen des Danziger Gebiets vom Korridor her bedrohten, nach innen gegen die militärisch organisierten Stützpunkte der polnischen Macht auf Danziger Stadtgebiet.

Das verleiht dem Kampf um Danzig seine besondere, auch kriegsgeschichtlich bedeutsame Note.

Und noch eins ist wichtig. Wenn der Danziger Kriegsschauplatz auch räumlich begrenzt war — er umfaßte waffenmäßig mehr als alle anderen Abschnitte der polnischen Front: hier wirkten neben der Luftwaffe auch die Streitkräfte zur See mit denen zu Lande in einheitlicher Aktion zusammen. Die junge deutsche Kriegsmarine empfing in der Danziger Bucht ihre Feuertaufe. Von ihrem todesmutigen Einsatz zeugt die Reihe der Ehrengräber auf dem Waldfriedhof von Langfuhr.

War Danzig der Anfang gewesen, so war es auch das Ende des Feldzuges. Am 1. Oktober fiel mit der bedingungslosen Übergabe von Hela der letzte Stützpunkt polnischen Widerstandes auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Aus allen diesen Gründen, glaube ich, verdienen die Geschehnisse des Kampfes um Danzig, wie sie sich dem Mitkämpfer darstellen, festgehalten zu werden.

Ich durfte sie miterleben, zusammen mit meinem Kameraden Rolf Wernicke und dem stellvertretenden Reichssendeleiter Karl Heinz Boese, dem jetzigen Intendanten des Reichssenders Danzig, der unsern Einsatz leitete. Als Bericht-

erstatter des Großdeutschen Rundfunks standen wir Schulter an Schulter mit den Kameraden von der Waffe. Wir waren nicht überall dabei, aber doch immer dort, wo Entscheidendes geschah.

Ganz vollständig kann mein Bericht nicht sein. Das ist auch nicht die Absicht. Aber echt und erlebt ist er, und ich hoffe, daß in ihm etwas mitschwingt von der Größe der geschichtlichen Ereignisse, die grade allen Kämpfern um Danzigs Freiheit in jeder Stunde bewußt war.

Die hier kämpften, kämpften um urdeutsches Land. Mit den Türmen der alten deutschen Hansestadt im Rücken, wußten sie, daß es für sie kein Entweder-Oder gab. Jeder Schritt zurück wäre zu einem Verhängnis geworden. Es war die Heimat, deren Schicksal in ihre Hand gelegt war. Es war Deutschland, vor dem sie bestehen mußten.

Und es gelang.

Als Danzig ins Großdeutsche Reich heimkehrte, hatte es durch die Tat bewiesen, daß es der Treue würdig war, die der Führer ihm mit dem Einsatz des ganzen deutschen Volkes gehalten.

Vorspiel in Ostpreußen

24. August Es war der 24. August, als wir auf Weisung der Reichssendeleitung nach Ostpreußen fuhren — mein Kamerad Rolf Wernicke und ich.

Wir ahnten nicht, daß es eine Fahrt in den Krieg werden sollte.

Zwar verdüsterten schwere Gewitterwolken den politischen Horizont, und die Herausforderungen der Polen wurden von Tag zu Tag schamloser — aber wer wollte es glauben, daß dieses Volk so blind, so wahnwitzig, so skrupellos sein würde, die Dinge zum Äußersten kommen zu lassen! Würden sie nicht doch, wenn der Führer erst einmal Ernst machte, Vernunft annehmen und damit sich und zugleich die Mächte, die bedenkenlos genug waren, sich hinter sie zu stellen, vor einer Katastrophe bewahren?

Wir glaubten wie das ganze deutsche Volk an die Vernunft — aber es siegte der Unsinn, das Verbrechen.

Was uns beide betraf, so waren unsere Aufgaben für die kommenden Tage friedlicher Art. Wir hatten am 27. August über die feierliche Kundgebung zum 25jährigen Gedächtnis der Schlacht bei Tannenberg vom Reichsehrenmal zu berichten. Danach sollte es sofort nach Berlin zurück und anschließend weiter nach Nürnberg gehen, wo wir für die Berichterstattung vom „Reichsparteitag des Friedens" und für

das „Nürnberg-Echo" angesetzt waren. Ich wollte zu dem Zweck am 29. August von Berlin nach Nürnberg fliegen. Meinen vorher bestellten Flugschein hatte ich bereits in der Tasche.

Es kam anders.

*

Im festlich geschmückten Hohenstein, der Stadt des Reichsehrenmales, hatten sich Tausende von alten Soldaten des Weltkrieges versammelt und weitere Tausende trafen stündlich ein. Tag und Nacht feierten sie die Kameradschaft von einst und erfüllten die Stadt und ihr Lager draußen am achttürmigen Ehrenmal mit dem fröhlichen Soldatenlärm ihrer Wiedersehensfreude. Neu hergerichtete Straßen, abgegrenzte Plätze für den Staatsakt, mit Tribünenbauten und Fahnenmasten, der Reichsautozug — alles kündete die große nationale Feier an, die bevorstand.

In Schlagamühle, mitten im Gebiet der Russenkämpfe, wo sich in der Seenenge zwischen dem Großen Plautziger See und dem Staw-See am 29. August 1914 Zehntausend hatten ergeben müssen, saßen wir mit den Künstlern zusammen, die das Reichsehrenmal geschaffen haben und an seinem Ausbau und Schmuck nach den Weisungen des Führers weiterarbeiten: der Architekt Johannes Krüger (zusammen mit seinem Bruder Walter der Erbauer des Denkmals), der Maler Harold Bengen, der den Tannenbergkrug ausgemalt hat, Hans Uhl, von dem die Glasfenster im Grufturm und die Mosaiken für den Soldatenturm stammen, und andere. Voller Stolz und Freude sahen sie dem Augenblick entgegen, wo sie dem Führer selbst ihr Werk vorzeigen, ihre Vorschläge unterbreiten und von ihm Auftrag und neue Weisung erhalten würden.

Hier in Schlagamühle hatte Intendant Boese das Hauptquartier des Rundfunks aufgeschlagen. Auch Brigadeführer Fink vom Reichspropagandaministerium trafen wir hier, der den Propagandaeinsatzstab für die Feier zu leiten hatte und uns, als es anders kam, für die späteren Ereignisse unter seine Fittiche nahm.

25. August Wir besuchten die Stätten des Kampfes, die Ehrenfriedhöfe der gefallenen Helden von 1914, standen im ruhmreichen Kampfgelände der Goltz'schen Landwehr — am Stadtwald — vor den Totenmälern und Kreuzen derer, die damals vor 25 Jahren mit Hingabe ihres Lebens die bedrohte Heimat geschützt und gerettet hatten.

Wieder war ostpreußischer Boden bedroht. Eine größenwahnsinnige Abenteurerpolitik wagte es, Deutschland in seinem friedlichen Aufbauwerk zu stören. Sollten sich die Kämpfe wiederholen, neue Opfer gebracht werden müssen?!

Wenn ja, dann gewiß nicht auf deutschem Boden und nicht zu Lasten des deutschen Volkes! Dafür würde der Führer sorgen. Diesmal würde der Schuldige für die Schuld bezahlen müssen.

Aber noch glaubten wir nicht an das Ungeheuerliche. Der Führer wollte keinen Krieg. Trafen nicht immer noch weitere Transporte alter Soldaten zur Teilnahme an der Feier ein? Wurden nicht alle Vorbereitungen unbeirrt fortgesetzt? Der Paradeplatz abgesteckt? Die Tribünenkarten ausgegeben? Auch General Reinhard, der Reichskriegerführer, war in Hohenstein eingetroffen. Es mochte also alles gut gehen.

Währenddem aber wird der politische Horizont immer dräuender und dunkler. Der Rundfunk meldet fast täglich neue Gewalttaten gegen unsere volksdeutschen Brüder durch die Polen.

Es wetterleuchtet gefährlich.

Wir selbst hatten auf der Fahrt durch den Korridor die kriegerischen Vorbereitungen der Polen feststellen können.

Die Bahnhöfe, die wir passierten, waren durch militärische Posten gesichert. Allerorts rückten die Reservisten ein. An taktisch wichtigen Punkten, wie zum Beispiel an der Brahe hinter Konitz, wurden Schützengräben und Drahtverhaue angelegt. Das war dem Auge eines alten Soldaten nicht entgangen. An Kriegsbereitschaft drüben fehlte es wahrlich nicht.

Da trifft wie ein Blitz aus dem gewitterschwangeren Himmel am Sonnabend früh die Meldung ein: Die Feier ist abgesagt! 26. August

Ein Sturmzeichen!

Jedenfalls wirkte es so in der Hochspannung jener Tage.

In wenigen Stunden leert sich die kleine Stadt von ihren Tausenden von Festbesuchern.

Dafür rücken Soldaten ein: die Männer Ostpreußens eilen zu den Waffen. Die Heimat ist in Gefahr!

Der Wirt, der uns vor wenigen Minuten noch das Frühstück gebracht, steht plötzlich in Soldatenuniform vor uns. Der Friseur schließt seinen Laden, denn auch er ist einberufen. Aus allen Häusern kommen die Männer, begleitet von ihren Frauen, sammeln sich in kleinen Trupps und marschieren oder fahren zu ihren Sammelorten.

Also doch Krieg?

Da hält es auch uns nicht mehr. Intendant Boese, der unseren Einsatz leitet, fliegt nach Berlin, um neue Weisung zu holen. Wir anderen nehmen Richtung auf Danzig. Denn wenn es los geht, dann muß Danzig — das ist uns klar — zunächst im Mittelpunkt der geschichtlichen Ereignisse stehen. Dort wird es Arbeit für den Rundfunk geben und Aufgaben für uns.

Über die Landstraßen Ostpreußens — vorbei an den Kolonnen, in denen die Landwehr marschiert, wieder marschiert wie einst — fahren wir nach Königsberg. In den Ortschaften, die wir durchqueren, stehen die Frauen vor den

Häusern und grüßen, ernst und gefaßt. Schon haben sie, als könnte es gar nicht anders sein, die harte Bürde der Männerarbeit auf ihre Schultern genommen. Vom Acker herüber winkt manch eine den marschierenden Soldaten zu, die Hand am Pflug, den der Mann mit der Waffe vertauscht hat.

Die Heimat ist in Gefahr!

In Königsberg auf dem Flughafen erwarten wir Intendant Boese. Der zivile Flugverkehr ist aus Gründen der Sicherheit eingestellt. Die Hallen sind geschlossen, das Rollfeld leer. Bei Dunkelwerden erscheint eine Maschine von der See her. Es ist das Flugzeug von Gauleiter Koch, mit dem Boese aus Berlin zurückkommt.

Wir bestürmen ihn: „Was gibt es Neues?" Er zuckt die Achseln: „Wir müssen abwarten."

Am späten Abend noch sind wir in Elbing und gehen hier gewissermaßen in „Lauerstellung".

*

27. August Ein stiller, sommerheißer Sonntag vergeht. Wir machen einen Ausflug ans Haff. Es ist alles plötzlich wieder wie im tiefsten Frieden. Spaziergänger lustwandeln am Strand, kleine Schiffchen fahren zu den Seebädern auf der Nehrung. Wir sitzen oben im Haffschlößchen von Succase, mürbe von der Spannung des unbestimmten Wartens, erschlafft von der Hitze. Unbewegt liegt der Spiegel des weiten Wattenwassers. Kein erfrischender Hauch von See. Die Luft ist schwül und wird immer schwüler.

Die Fenster der Häuser sind weit geöffnet. Der Lautsprecher verkündet die Einführung von Bezugsscheinen für Lebensmittel und Kleidung.

Am Horizont zieht es sich zusammen. Droht ein Gewitter? Kommt endlich die Entspannung? Man sehnt sich gradezu danach, daß es einmal losbricht.

Als die Sonne sinkt, ist der Himmel wieder wolkenlos wie nun seit Wochen, und dem schwülen Tage folgt eine laue Nacht.

Wir ziehen uns in die Kühle der alten Kramerzunftstuben zurück, sitzen bei Kerzenlicht und gutem Wein und lauschen den Nachrichten. Polnische Flak hat die Verkehrsflugzeuge der Lufthansa über der Danziger Bucht beschossen! Sind wir im Tollhaus?

Jemand erzählt, daß die Nogatbrücke bei Marienburg in die Luft gegangen sei. Das ist natürlich barer Unsinn. Sie verbindet Danzig mit reichsdeutschem Gebiet.

Wir beschließen, uns gegen alle Latrinenparolen — wie der Soldat die falschen Gerüchte nennt — fest zu machen. Denn wer, wie wir Rundfunkberichterstatter, das dramatische Geschehen der Zeit zu schildern hat, muß ein heißes Herz, aber einen kühlen Kopf haben. Und im Kriege erst recht.

Danzig

28. August Eine neue Woche beginnt. Wird sie die Entscheidung bringen? Ich gehe zum Bahnhof, um nach Berliner Zeitungen zu fragen. Plakate verkünden, daß der Zugverkehr eingeschränkt ist und Zivilpersonen keinen Anspruch auf Beförderung haben. Es fährt aber, wie man mit Erstaunen feststellt, immer noch ein Zugpaar durch den Korridor. Nur sehr wenige freilich getrauen sich, die Fahrt anzutreten. Jeden Augenblick kann die Grenze gesperrt werden. Dann sitzt man in der Mausefalle.

Grade jetzt, im Zustand politischer Hochspannung, spürt es hier jedermann am eignen Leibe, wie unmöglich das Bestehen eines Korridors ist, der die ganze Provinz vom Mutterland brutal abschneidet. Was ist dieser Korridor anders als das Messer Polens an der Kehle von Ostpreußen?!

Ins Quartier zurückgekehrt, finden wir die Weisung vor: nach Danzig!

Eine neue feige Mordtat der Polen hat das Maß fast bis zum Überlaufen gebracht. Zwei brave Grenzschutzmänner sind ihren meuchlerischen Kugeln zum Opfer gefallen. Danzig wird seine Toten mit einem Staatsbegräbnis ehren, der Rundfunk die Feiern übertragen.

Wir fahren über Tiegenhof durch die fruchtbare, marschenähnliche Niederung und passieren zwischen Rothebude und

Käsemark die Stromweichsel auf der neuen Schwimmbrücke, die erst kürzlich, am 19. August, eingeweiht wurde. Noch stehen die Aufbauten der Tribüne, von der Senatsvizepräsident Huth den Danziger Arbeitern zurief: „Diese Brücke ist zugleich ein Symbol. Unsichtbar und unzerstörbar steht in unser aller Herzen aufgerichtet die Brücke der Liebe zum deutschen Mutterland und zu unserm Führer." Und in Tiegenhof sagte Gauleiter Forster: „Ihr wißt, daß diese Brücke nicht nur für Ausflugsfahrten gebaut wurde." Sie ist der einzige Weichselübergang, der polnischer Kontrolle und polnischem Zugriff entzogen ist.

Gegen Mittag erreichen wir Danzig. Wie nimmt uns in dieser Stunde die Herrlichkeit der alten deutschen Hansestadt gefangen! Der wuchtige, kraftvolle Ernst ihrer gotischen Bauten, der ehrwürdigen Zeugen mittelalterlicher Herbheit und Größe! Und dies paart sich zu köstlicher Einheit mit der Helle und Schlankheit der schmalen, fensterreichen Patrizierhäuser aus der Barockzeit und ihren kecken, hochragenden, kühn geschwungenen Giebeln, die sich in fröhlichem Gewimmel drängen wie die Masten und Segel der Schiffe auf der Mottlau und im Kaiserhafen.

Die ganze Stadt prangt im Flaggenschmuck, den sie zu Ehren des Besuches der „Schleswig-Holstein" angelegt hat. Das Schulschiff der deutschen Kriegsmarine ist in Danzig erschienen, um die Toten des Kreuzers „Magdeburg" zu ehren, der vor 25 Jahren seine Basis in Danzig hatte. Am 27. August 1914 strandete er im Nebel bei einem Vorstoß in die Finnische Bucht und wurde von feindlichen Streitkräften zusammengeschossen. Die zum Teil schwer verwundete Mannschaft wurde damals nach Danzig gebracht. Die Toten der „Magdeburg" ruhen auf dem Soldatenfriedhof vor dem Olivaer Tor.

Die „Schleswig-Holstein", armiert mit vier 28-cm- und zehn 15-cm-Geschützen, vier 8,8-cm-Flak und vier MG-Flak, ist draußen in Neufahrwasser gegenüber der Westerplatte vor

Anker gegangen. Mit unendlichem Jubel hat man die Ankunft des deutschen Kriegsschiffs begrüßt. „Ihr Besuch, Herr Kommandant", sagte Danzigs Stadtoberhaupt, Gauleiter Forster, „grade in diesen spannungsreichen Tagen ist für die Danziger Bevölkerung ein besonderer Beweis für den unabänderlichen Entschluß unseres Führers Adolf Hitler, dem deutschen Danzig, besonders in diesen Tagen, beizustehen." So hat ganz Danzig die Anwesenheit des stolzen Kriegsschiffs verstanden und seiner Mannschaft aus übervollem Herzen mit einem Meer von Hakenkreuzflaggen gedankt.

Das ist schon einige Tage her. Aber niemand geht daran, die Fahnen wieder einzuziehen. Im Gegenteil, sie vermehren sich von Tag zu Tag, als ob noch Größeres bevorstände, von dem niemand spricht — an das aber alle denken.

Goldene Girlanden winden sich um die vielen Fenster der Giebelfronten der alten Häuser in der Langgasse und am Langen Markt. Festlich sind die Ufer der Mottlau geschmückt und das uralte Krantor. Die Schiffe haben über die Toppen geflaggt. Es ist eine einzige hinreißende Demonstration: Danzig ist deutsch und will zu Deutschland!

Vom Langgasser Tor zum Grünen Tor pulsiert das Leben mit der ungebrochenen Kraft des alten deutschen Gemeinwesens, das noch jede Schicksalsprüfung überstand. „Venedig des Nordens" hat man Danzig genannt. Sein Campanile ist der Rathausturm, deß' schlanker Schaft gleich einer jubilierenden Fanfare in die Höhe schießt — ein ritterlicher Degen, ein stolzer Kavalier, der seinen vielgezackten kecken Helm mit soldatischer Grazie selbstbewußt und siegessicher trägt. Hoch oben im Gemäuer steckt eine polnische Geschützkugel. Sie erinnert an den 13. Juni 1577, als König Stephan Bathory die Stadt mit einer polnischen Streitmacht berannte. Vom Bischofsberg richteten die Polen ihre Kanonenrohre auf den hochgereckten Rathausturm. Sie wollten den Turmhelm,

das Zeichen Danziger Bürgerstolzes und Danziger Freiheit, herunterholen. Es kam anders. Die Stadt triumphierte über polnische Anmaßung.

Wird sie auch diesmal wieder triumphieren?

Noch gehen polnische Briefträger durch die Straßen, noch fahren die roten polnischen Postautos hin und her, noch tragen polnische Eisenbahnbeamte und Zöllner den polnischen Adler an der Mütze, und von ihren Direktionsgebäuden mitten in der Stadt weht die polnische Flagge.

Wie lange noch?

Es kann nur noch Tage dauern, das fühlt ein jeder. Die Zeit ist reif!

So ist, trotz des Ernstes der Lage, eine frohe Erwartung auf allen Gesichtern und hochgestimmtes, freudig erregtes Leben in der ganzen Stadt, nach dem Danziger Wahlspruch: „Nec temere, nec timide".

Leben und Tod sind nah beieinander. Am Nachmittag wird der Danziger Grenzschütze Joseph Wessel auf dem Ehrenfriedhof vor dem Olivaer Tor zu Grabe getragen. Acht Kinder stehen weinend und schluchzend an der Gruft. Die Danziger Landespolizei, die SS-Heimwehr und der Grenzschutz der SA geben dem toten Kameraden das letzte Geleit, Gauleiter Forster an ihrer Spitze.

Die Danziger Polizei meldet, daß es ihr gelungen ist, eine große Terrororganisation der Polen, die durchweg aus polnischen Eisenbahnern in Danzig bestand, aufzudecken. Die Angehörigen dieser Organisation wurden bereits vor Monaten zu „Sportkursen" zusammengerufen, in Wirklichkeit aber militärisch ausgebildet. Besonders wurde der Einsatz von Waffen im Straßenkampf geübt. Die Bewaffnungen besorgte die polnische Eisenbahndirektion. Die wichtigsten polnischen Gebäude sollten Sitz der einzelnen Terrortrupps sein.

Immer deutlicher zeichnete sich die feindliche Front ab. Daß sie im Ernstfalle mitten durch Danzig laufen würde, war nun

jedermann klar. Gleichzeitig wird amtlich bekannt gegeben, daß die Schiffe des Seedienstes Ostpreußen bis auf weiteres Zoppot nicht mehr anlaufen. Damit ist auch die letzte Verbindung zum Reich abgerissen.

29. August Am Nachmittag des nächsten Tages steht unser Mikrophon wieder auf einem Friedhof, diesmal weit draußen vor den Toren der Stadt, in Bohnsack, auf der Nehrung zwischen See und Strom.

In der alten Schifferkirche hat man den erschossenen Grenzschutzmann Johann Rusch aufgebahrt. Ein Schiffsmodell, das an der Balkendecke hängt, schwebt grade über seinem Sarg. Die Türen der Kirche sind weit geöffnet. Von draußen schimmert das Wasser vom breiten Strom der Toten Weichsel, und der Wind von See rauscht in den Bäumen am Deich. Die ganze Dorfgemeinde — alles Fischer, wie er selbst einer war — erweist ihm die letzte Ehre. Die SA-Kameraden seines Sturms tragen den Sarg und senken ihn in die Erde seiner Heimat, für die er das Leben gelassen. Drei Ehrensalven hallen über den Strom.

Nach der Beisetzung lassen wir uns mit einem der kleinen Dampfschiffe nach Danzig zurückbringen. Nur wenige Menschen sind mit uns. Ein keckes Mädchen aus der Stadt, vollbusig und mit blanken, vielversprechenden Augen, scherzt mit dem sturmerprobten Kapitän. Der Steuermann linst vergnügt aus dem Ruderhaus. Ein alter Matrose hört schmunzelnd zu. Schließlich kommt auch noch der Heizer herauf, denn es ist höllisch warm unter Deck, und beteiligt sich, halben Leibes in der Luke sichtbar, am Gespräch. In Neufähr, wo der Weichseldurchbruch den Blick auf die See freigibt, nimmt der Schiffer eine Ladung Milchkannen an Bord. Draußen sieht man Fischkutter ihre Netze ziehen. Es ist schwül, und die Fische springen.

Über der Stadt, der wir uns langsam nähern, ballt sich drohend ein Gewitter zusammen. Als ob eine Riesenfaust

einen schwarzen Vorhang vor den hellen Abendhimmel zöge, verfinstert sich der Horizont im Westen bis hoch hinauf zum Zenith. Es ist ein packendes, schauriges Schauspiel.

Wollen die Mächte der Finsternis die Stadt verschlingen, die dort mit ihren stolzen Türmen, dem ragenden Schichaukran und dem kühnen Gerüst der Hellige so sicher gegründet steht?!

Ein paar Regentropfen fallen, ein wenig kühlt die schwüle Luft sich ab. Aber kein Blitz bricht aus dem Wolkengrau. Das Dunkel verfließt. Die Abendsonne leuchtet wieder. Von mildem Glanz umstrahlt, empfängt uns die Stadt.

Wir machen an der Langen Brücke fest, dem Bollwerk der Mottlau, wie es schon seit mehr als einem halben Jahrtausend die Schiffer tun, die von See kommen. Beim Anblick des alten Krantors in seiner behäbigen, unerschütterlichen Kraft wird uns ganz warm ums Herz. Das hat schon manchen Sturm überstanden und manche glanzvolle Stunde von Danzigs Seegeltung erlebt.

Wir müssen — das liegt wohl in der Luft — an den Danziger Kapitän Paul Beneke denken, „en hart Sevogel", wie ihn die alten Chroniken nennen, der auch eines schönen Tages — es war im Jahre 1473 — hier anlegte mit seinem großen Kraweel, dem stolzen „Peter von Danzig", und sich bei den Ratsherren von Kaperfahrt auf England zurückmeldete. Diesmal brachte er besonders fette Beute mit. Er hatte das berühmte Gemälde von Hans Memling, „Das jüngste Gericht", auf einer englischen Galeere, die von Sluys nach London segelte, angesichts der englischen Küste gekapert. Unter Glockengeläut hielt er seinen Einzug in die Stadt. Es war der einzige Seekrieg, den eine deutsche Macht vor 1914 mit England geführt hat. Danzig bewahrt noch heute in der Dorotheenkapelle der Marienkirche das kostbare Beutestück als Zeichen des Sieges.

*

30. August Am nächsten Tage lassen wir unser Mikrophon durch die Stadt wandern und machen einen größeren Bericht von der Stimmung und Vorfreude unter der Bevölkerung. Wir fahren auch nach Zoppot hinaus.

Es ist der 30. August.

Das Weltbad ist von seinen Gästen verlassen. Nur ein paar Eingesessene lustwandeln auf den prächtigen, noch im vollen Blumenschmuck der Sommersaison prangenden Promenaden- und Brückenanlagen. Leer sind die großen Hotels, ausgestorben die Gaststätten, von Menschen verlassen der Strand, zu dem wir hinuntergehen.

Wir stehen neben einem der herrenlosen Strandkörbe und blicken nach Norden, dorthin, wo Gdingen liegt, wo der Pole sitzt.

Seltsam ist die Stille, die Einsamkeit an dieser Stelle, wo noch vor wenigen Tagen Tausende von Badegästen aus aller Welt sich sorglos ihres Lebens freuten.

Spiegelglatt liegt die See, eingefaßt vom Saum der weiten Bucht, wie in einer Schale.

Heiß, wie alle Tage, brennt die Sonne.

Da drüben also sitzt der Pole.

Wir blicken lange herüber.

Fahren da nicht Schiffe? Eins, zwei, drei hellgrau gestrichene Kriegsfahrzeuge?

Patroullieren die Polen ihr Hoheitsgebiet ab?

Sie wenden, fahren in Kiellinie weiter hinaus auf die hohe See — verschwimmen im Sonnendunst — entschwinden unsern Blicken.

Ohne es zu wissen, hatten wir, wie wir nachher erfuhren, die drei polnischen Zerstörer „Grom", „Blyskawica" und „Bursza" auf ihrer Flucht aus der Danziger Bucht zum letzten Male gesehen. Nur einer, der Zerstörer „Wicher", war zurückgeblieben. Die andern nahmen Höchstfahrt laufend Kurs auf den Sund und verließen bald nach Mitternacht

die Ostsee, um sich in den Schutz der englischen Flotte zu begeben. — Was uns hoffen läßt, daß sich ihr Schicksal doch noch erfüllen wird, nämlich ebenso vernichtet zu werden wie alle übrigen polnischen Kriegsfahrzeuge, die die Polen in der Danziger Bucht beließen.

Die zwischen Zoppot und Gdingen verkehrenden polnischen Autobusse haben am gestrigen Nachmittag den Verkehr eingestellt. Offenbar sind die Wagen von polnischer Seite für militärische Zwecke beschlagnahmt worden. Auch die zwischen Danzig und Gdingen über Zoppot fahrenden Züge werden von den Polen nicht mehr ordnungsmäßig bedient. Sie kommen von Gdingen mit verringerter Wagenzahl und defekten Lokomotiven zurück. Der D-Zug nach Berlin ist am heutigen Vormittag von den polnischen Staatsbahnen nicht übernommen worden. Die Polen haben weder Lokomotive noch Begleitpersonal gestellt. Man rechnet also drüben bereits fest mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten. Danzig ist bereit!

*

Noch ein Tag des Wartens vergeht. Am 31. abends sitzen wir um den Lautsprecher und vernehmen, daß auch das letzte großmütige Angebot des Führers von den Polen in den Wind geschlagen worden ist. Sie wollen es also auf den Krieg ankommen lassen! 31. August

Wir sitzen erregt zusammen — Berichterstatter aller Herren Länder, Männer der Presse, der Wochenschauen, Bildreporter — alle, die immer dabei sind, wenn etwas in Europa passiert. Nur der Engländer fehlt. Er ist heute abgereist!

Wir kommen spät ins Bett, denn von Minute zu Minute wartet man auf neue Nachrichten. Die Entscheidung liegt in der Luft und kann jeden Augenblick fallen.

Der Tag der Entscheidung

1. September Der 1. September ist kaum drei Stunden alt, da reißt es uns schon wieder hoch. Alarm! Ist es so weit? Endlich?!

Intendant Boese fährt mit Wernicke nach Weichselmünde. Ich bleibe vorerst im Funkhaus auf Abruf in Bereitschaft. Hier ist seit Tagen alles auf höchster Alarmstufe.

Um 4 Uhr 45 schüttert die Luft.

Die „Schleswig-Holstein" schießt!

Deutschland schlägt zurück.

Wernicke steht in nächster Nähe des feuernden Schiffes, dessen vier 28-cm-Rohre ihre Granaten auf kürzeste Entfernung in den Wald hineinballern, der den Zugang zur Westerplatte deckt. Gleichzeitig zieht die Leuchtspur kleiner Flak-Geschosse flimmernde Bänder in die noch dunkelgraue Morgendämmerung. Die Stille der Nacht ist mit einem Zauberschlage ausgelöscht. Welch Getöse bringt das Licht!

Die Mauer um das polnische Munitionsdepot bricht zusammen. Die Bäume splittern und krachen zu Boden. Die Baulichkeiten am Eingang zu dem Gelände, das die Polen besetzt halten, fangen Feuer. Salve auf Salve fährt vernichtend in den polnischen Stützpunkt.

Zu gleicher Zeit werden blitzartig die Gebäude der polnischen Ämter in der Stadt besetzt. Detonationen bei der Eisenbahndirektion, Detonationen bei der polnischen Post am Heveliusplatz.

Das Krachen der Granaten der „Schleswig-Holstein" hat ganz Danzig aus dem Schlaf geweckt. Alles ist im Nu auf den Beinen. An den Fenstern, in den Haustüren stehen halbbekleidet die Menschen. Noch weiß keiner etwas Gewisses! Geht es los? Wird es gelingen?

Da meldet sich der Danziger Sender. Im Dienstzimmer des Gauleiters in der Jopengasse ist ein Mikrophon aufgestellt. Intendant Diewerge sagt in dieser historischen Stunde selber an. Während die eherne Stimme der Geschichte im Dröhnen der Geschütze durch die Straßen der alten deutschen Hansestadt hallt, verkündet der Rundfunk die Rückkehr Danzigs ins Reich!

Zu gleicher Zeit schlagen die Männer der Partei die Proklamationen des Gauleiters in der Stadt an. Straße für Straße, ja Haus für Haus, erscheinen große gelbe und rote Plakate an den Mauerwänden.

Auf den gelben Plakaten formuliert Gauleiter Forster in Gesetzesform die Tatsache der Befreiung:

„An die Bevölkerung von Danzig! Volksgenossen! Volksgenossinnen!

Als Staatsoberhaupt der Freien Stadt Danzig und als Gauleiter der NSDAP, Gau Danzig, gebe ich hiermit folgendes bekannt:

Die unerhörte Vergewaltigung, deren Opfer Ihr nunmehr seit 20 Jahren durch Vorenthaltung Eurer freien Entscheidung über die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich, unserer großen völkischen Heimat, gewesen seid, hat das Ende erreicht. Ich habe im engsten Einvernehmen mit Euch, in Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen und in Erfüllung Eures lebensrechtlich unabdingbaren Anspruchs, folgendes Staatsgrundgesetz der Freien Stadt Danzig erlassen:

Staatsgrundgesetz der Freien Stadt Danzig, die Wiedervereinigung Danzigs mit dem Deutschen Reich betreffend, vom 1. September 1939.

Zur Behebung der dringenden Not von Volk und Staat der Freien Stadt Danzig erlasse ich folgendes Staatsgrundgesetz:

Artikel 1: Die Verfassung der Freien Stadt Danzig ist mit sofortiger Wirkung aufgehoben.

Artikel 2: Alle Gesetzesgewalt und vollziehende Gewalt wird ausschließlich vom Staatsoberhaupt ausgeübt.

Artikel 3: Die Freie Stadt Danzig bildet mit sofortiger Wirkung mit ihrem Gebiet und ihrem Volk einen Bestandteil des Deutschen Reiches.

Artikel 4: Bis zur endgültigen Bestimmung über die Einführung des deutschen Reichsrechts durch den Führer bleiben die gesamten Gesetzesbestimmungen außer der Verfassung, wie sie im Augenblick des Erlasses dieses Staatsgrundgesetzes gelten, in Kraft.

Danzig, den 1. September 1939.

Albert Forster, Gauleiter.

Es lebe der Führer! Es lebe unser herrliches Großdeutsches Vaterland!"

Die Stimmung, wie sie in dieser Morgenstunde, da das neue „Staatsgrundgesetz" verkündet wird, in der Stadt herrscht, gibt das zweite, auf rotem Papier gedruckte Manifest des Gauleiters wieder.

„Proklamation!" so beginnt es, „Männer und Frauen Danzigs! Die Stunde, die Ihr seit 20 Jahren herbeigesehnt habt, ist angebrochen. Danzig ist mit dem heutigen Tage heimgekehrt in das Großdeutsche Reich. Unser Führer Adolf Hitler hat uns befreit.

Auf den öffentlichen Gebäuden in Danzig weht heute zum erstenmal die Hakenkreuzfahne, die Flagge des Deutschen Reiches. Sie weht aber auch von den ehemaligen polnischen Gebäuden und überall im Hafen.

Von den Türmen des alten Rathauses und der ehrwürdigen Marienkirche läuten die Glocken die Befreiungsstunde Danzigs ein.

Wir danken unserm Herrgott, daß er dem Führer die Kraft und die Möglichkeit gegeben hat, auch uns von dem Übel des Versailler Diktats zu befreien. Wir Danziger sind überglücklich, nun auch Bürger des Reiches sein zu dürfen.

Danziger und Danzigerinnen! Wir wollen in dieser feierlichen Stunde zusammenstehen, uns gegenseitig die Hand reichen und dem Führer das heilige Versprechen geben, alles zu tun, was in unsern Kräften steht, für unser herrliches Großdeutschland.

Es lebe das befreite, wieder ins Reich heimgekehrte deutsche Danzig! Es lebe unser Großdeutsches Vaterland! Es lebe unser geliebter Führer Adolf Hilter!

Danzig, den 1. September 1939.

Albert Forster, Gauleiter."

So lesen die Danziger und wissen noch kaum, ob sie wachen oder träumen. Da beginnen die Glocken zu läuten. Da entfaltet sich am Rathaus eine mächtige Hakenkreuzfahne. Es ist kein Traum. Es ist wahr! Es ist gelungen!

Nun gibt es kein Halten mehr. Die letzten polnischen Inschriften werden beseitigt. Alle polnischen Wahrzeichen und Embleme sind im Nu verschwunden. Hitlerjungen haben sich eines polnischen Briefkastens bemächtigt und versenken ihn mit Triumphgeschrei in der Radaune. Wie der Sturmwind die faulen Früchte von den Ästen schlägt, so fegt die Begeisterung dieses Morgens alles Polnische auf Nimmerwiedersehen aus der Stadt.

Am Haus des Völkerbundskommissars, dem früheren Sitz des Kommandierenden Generals, fährt ein Auto vor. Der „Hohe Kommissar", der kluge Schweizer Professor Burckhardt, verläßt Danzig. Die Koffer waren wohl schon seit geraumer Zeit gepackt. Ein klarblickender Historiker wie er wußte längst, daß die Dynamik der politischen Tatsachen sich als stärker erweisen mußte denn die papiernen Vorschriften eines aufgezwungenen Diktats; den Gang der Geschichte auf-

zuhalten, hätte ihm schlecht angestanden. Er verabschiedet sich vor Wernickes Mikrophon mit einigen Worten des Dankes und der Anerkennung für die korrekte Haltung der Danziger Behörden und der Danziger Bevölkerung — und verschwindet. Der Völkerbund hat im deutschen Danzig nichts mehr zu suchen.

Nach zwanzig Jahren geht am Hauptbahnhof zum erstenmal die deutsche Fahne wieder hoch. Ich bin mit dem Rundfunkwagen zur Stelle und kann den Augenblick erfassen, wo die Hakenkreuzfahne am Turme entfaltet wird. Jubel begrüßt sie von den vielen Hunderten von Arbeitern, die jetzt am frühen Morgen ihren Arbeitsstätten zustreben und mit gewohnter Disziplin nach Weisung der Sperrposten ihren Weg nehmen wie alle Tage.

Nirgends ein Auflauf, nirgends Unruhe. Schon beginnt allenthalben das normale Leben. Der Tag ist da, der erste Tag für Danzig im Großdeutschen Reich.

Nur an der polnischen Post kracht es noch.

Wir fahren auf Umwegen in Deckung nahe heran. Intendant Boese und Wernicke sind schon da. Kugeln pfeifen durch die umliegenden Straßen. Dazwischen Detonationen von Handgranaten und Feuerstöße der Maschinengewehre. Die polnischen Beamten, die widerrechtlich mit Waffen versehen sind, haben sich in dem freistehenden Gebäude hinter dicken Steinmauern verbarrikadiert. Es ist ein Bau aus der alten deutschen Zeit vor dem Weltkriege, der damals als Garnisonlazarett diente. Massiv und solide gebaut, vermag er selbst leichter Artilleriebeschießung zu trotzen.

Unsere Leute sind beim ersten Versuch, die Post mit stürmender Hand zu nehmen, von den Polen unter schweres Feuer genommen worden. Einige Tapfere der Landespolizei sind gefallen. Das Gebäude, aus dem immer noch geschossen wird, ist jetzt von allen Seiten abgeriegelt. Mit Minenwerfern hält man die Besatzung nieder. Um neue Opfer zu

vermeiden, wird der endgültige Sturm auf den Nachmittag nach entsprechender Vorbereitung verschoben.

Für uns tritt eine kurze Ruhepause ein. Um 9 Uhr sitzen wir beim Frühstück. Unsere erste Arbeit ist getan. Die ersten Berichte sind gesprochen. Sie wurden im Danziger Funkhaus abgehört und nach Berlin überspielt.

Was mögen die Kameraden zu berichten haben, die mit den Armeen der deutschen Wehrmacht den Vormarsch nach Polen angetreten haben? An der Front sieht jeder nur seinen eigenen kleinen Abschnitt, und noch weiß keiner vom andern. Und doch erfüllt uns ein tiefes Gefühl der Zuversicht: wo immer deutsche Soldaten zur Stunde marschieren mögen, sie marschieren vorwärts — vorwärts zum Sieg!

Von der Westerplatte dröhnt noch immer der Geschützdonner der „Schleswig-Holstein". Auch dort sind inzwischen beim ersten Sturm, der auf blutige Abwehr der polnischen Besatzung traf, die ersten Toten zu beklagen. Dazwischen mischen sich die Detonationen der Minen, die auf die polnische Post geworfen werden.

Niemand läßt sich durch den Widerstand, der an dieser einzigen Stelle in der Stadt noch geleistet wird, beirren. Die Bevölkerung geht in voller Ruhe ihrer Beschäftigung nach. Das Straßenleben hat sein alltägliches Aussehen.

Nur mitunter bleiben die Menschen stehen und lauschen den fernen Kanonenschlägen und versuchen, der Stimme des Krieges ihr Geheimnis zu entreißen.

Da schwillt der Lärm mit eins gewaltig an. Feurige Blitze zucken über der Stadt. Ein starkes Gewitter bricht los. Die wochenlange Spannung in der überhitzten Atmosphäre löst sich. Die Luft erbebt von rollenden Donnerschlägen, die sich mit dem Dröhnen der Kanonen von See zu einer grandiosen Schlachtenmusik Himmels und der Erden verbinden.

Die Natur hat ihr gewichtig Wort gesprochen. Gereinigt ist die Luft und von wunderbarer Frische. Befreit atmen die

Menschen auf, als ob Ketten von ihnen abfallen, die so lange schwer auf ihnen gelastet.

*

Mit welchen Gefühlen hörte Danzig, dieses eben befreite Danzig, dann die Führerrede aus Berlin! Hunderte von Millionen von Menschen in aller Welt mögen diese Rede vom 1. September gehört haben. Die Danziger aber fühlten: „Um unsertwillen!" Wenn der Führer sprach von „einem langsamen wirtschaftlichen, politischen und in den letzten Wochen endlich auch militärischen und verkehrstechnischen Abdrosselungskampf gegen die Freie Stadt Danzig" — so war es ihre Stadt, von der er sprach.

„Polen hat den Kampf gegen die Freie Stadt Danzig entfesselt." Sie wußten es, sie waren die Kronzeugen.

„Ich bin entschlossen: erstens die Frage Danzig, zweitens die Frage des Korridors zu lösen und drittens dafür zu sorgen, daß im Verhältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt!" Tua res agitur, das fühlte mit dankerfülltem Herzen jeder Danziger, und ein heißes Gelöbnis der Treue zum Führer, der Einsatzbereitschaft bis zum letzten erfüllte die Stadt, die dies vernahm.

*

Wie sich die Ereignisse in diesen denkwürdigen Stunden des 1. September jagten, dafür ist die Tätigkeit des Danziger Senders bezeichnend. Seine Sendefolge spiegelte die Geschehnisse Schlag auf Schlag:

Um 4 Uhr 45 meldete sich der Landessender Danzig zunächst mit der Sondermeldung, daß als Antwort auf die überhandnehmenden polnischen Übergriffe und ständig wachsenden



Kampf um die polnische Post

Munitionsnachschub durch die Straßen der Danziger Altstadt



Das Gebäude der polnischen Post

im Augenblick der Einnahme durch die Danziger Formationen

Um 10 Uhr schaltete sich der Sender zur Übertragung der Reichstagsrede ein.

Zum erstenmal meldete sich Danzig als „Reichssender" dann um 11 Uhr 30.

Diese kurze amtliche Zusammenstellung zeigt die Schlagkraft und die Einsatzfähigkeit des Rundfunks, der durch seinen schnellen Nachrichtendienst die Danziger Bevölkerung ständig über die Lage auf dem Laufenden hielt.

*

Am Nachmittag sind wir wieder bei den Sturmabteilungen der Danziger Landespolizei vor dem Gebäude der polnischen Post. Der ganze umliegende Stadtteil ist von der Bevölkerung geräumt worden. Minenwerfer und MGs haben sich nahe herangearbeitet. Panzerwagen stehen bereit. Die Sturmtrupps machen sich fertig.

Eine 10,5-Haubitze, die ihr Rohr zum direkten Schuß auf das Portal des Postgebäudes gerichtet hat, ist an der Straßenecke des Rammbau, zunächst dem Heveliusplatz, aufgestellt, kaum zweihundert Meter vom Ziel entfernt. Hinter ihrem Schutzschild finden wir Deckung bei der Beobachtung.

„Die Berliner sind doch überall dabei", sagt ein Wachtmeister, der sich die Handgranaten ins Koppel schiebt. „Nanu", antworte ich, „kennen wir uns?" — „Natürlich. Hauptwachtmeister Johst. Ich bin vom Revier 1. Wir stehen immer zusammen vor dem Ehrenmal Unter den Linden, wenn was los ist. Sie mit dem Mikrophon und ich zur Absperrung." Er war Danziger von Geburt und hatte sich in der Stunde der Gefahr freiwillig seiner Heimatstadt zur Verfügung gestellt.

Oberst Bethke, der persönlich den Sturm leitet, gibt mir eine Darstellung über den geplanten Einsatz.

Um 17 Uhr setzt schlagartig das Feuer aller Waffen ein. Es dauert 15 Minuten und reißt klaffende Breschen in das Mauerwerk des Gebäudes. Bis zu uns zurück fliegen die Granatsplitter der Haubitze. Einer segelt Wernicke gerade vor die Füße. Schnell bückt er sich danach. So was nimmt man mit: ein Souvenir! „Autsch!" läßt er das Stück Eisen schleunigst wieder fallen. Beinahe hat er sich die Finger verbrannt. Das muß man erst abkühlen lassen. Dann kann man's als Trophäe an die Uhrkette hängen. Aber solche Gelüste verlieren sich mit der Zeit.

Um 17.15 Uhr schweigt das Feuer schlagartig, wie es begonnen. Unter dem Schutz von Panzerwagen gehen die Sturmtrupps vor.

Die Danziger Feuerwehr steht Schulter an Schulter mit den Kameraden von der Waffe und räuchert den Polen geradezu aus seinem Schlupfwinkel heraus. Handgranaten verrichten den Rest. Aus dem Innern des Hauses dringen Jammerrufe. Der Pole ist mürbe. Er ergibt sich.

An die 60 Mann werden herausgeholt, eine Reihe Schwerverwundeter und Toter geborgen.

Das letzte Widerstandsnest innerhalb der Stadt ist damit beseitigt.

Aus den Aussagen der Gefangenen ergibt sich, daß die Polen den Plan hatten, in den von ihnen besetzten Gebäuden solange Widerstand zu leisten, bis Danzig durch polnische Truppen eingenommen würde. Diese Gebäude waren: das polnische Gymnasium, die polnische Post, die Eisenbahndirektion, das polnische Studentenheim in Langfuhr, das polnische Zollinspektorat in der Opitzstraße, der polnische Wohnblock in Neufahrwasser, der Hauptbahnhof und die polnische Bahnpost sowie eine Anzahl kleinerer Örtlichkeiten. Mit der Einnahme der Post sind nun sämtliche Bollwerke und Schlupfwinkel der polnischen Insurgenten in unserer Hand.

Danzig ist frei!

Auch an den Grenzen des Gebietes der ehemaligen „Freien Stadt" hat der Pole nirgends vermocht, unsern Schutzgürtel anzutasten. Überall halten die Männer der SS-Heimwehr, des SA-Grenzschutzes und der Landespolizei ihre Stellungen. Danzig wird sein Gebiet behaupten, bis die Soldaten des Reiches da sind. Denn schon hat der Druck des deutschen Vormarsches auf den Korridor begonnen.

Der Abend kommt. Zum erstenmal ist die Stadt verdunkelt. Die Menschen sind erregt und voller Freude und achten der Dunkelheit nicht. Sie fluten gleich einem Strom, den der Frühling vom Eise befreit hat, mit unterdrücktem Jubel durch die Langgasse und über den Langen Markt. Es wird tiefe Nacht, bis der fröhliche Lärm verebbt.

Im Licht des fast noch vollen Mondes, der nun aufgegangen ist, stehen die hochragenden Mauern der Marienkirche und ihr trotzig-gedrungener Turmstumpf wie eine feste Burg in der Nacht. Magisch leuchten die Fronten der alten Häuser, schimmernd vom Glas der vielfenstrigen Wände, darüber die Fahnentücher mit dem Hakenkreuz hinwehen im Nachtwind.

Aus dem schwarzen Schatten der engen Gassen tritt man auf den von Mondlicht übergossenen Langen Markt. Der Neptunsbrunnen plätschert. Verhüllt im Dunkel liegt die Giebelfront des Artushofes. Aber silberhell ins Mondlicht reckt sich der kühne, schlanke Turm des Rathauses. Von seiner Höhe schlägt es zwölf. Der erste Tag ging zur Neige. Das Glockenspiel beginnt und tönt über die nun still gewordenen Gassen, über die alten stolzen Häuser, über Kirchen, Tore, Türme, über Speicher, Werften und Schiffe: Danzig ist wieder bei Deutschland — wir danken dem Führer.

Stukas über der Westerplatte

„Die im nördlichen Korridor befindlichen polnischen Heeresteile sind abgeschnitten." 2. September

So meldete der Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht, der am 2. September zu unserer Kenntnis kam. Gleichzeitig erfuhren wir aus der amtlichen Verlautbarung — was wir im Getöse der Danziger Ereignisse nicht bemerkt hatten —, daß in Gdingen der polnische Kriegshafen von unserer Luftwaffe bombardiert worden war. Unsere Flieger waren also ganz in der Nähe gewesen. Würden sie auch über der Stadt erscheinen, Sendboten des deutschen Sieges zur Luft?

Für die Verteidiger Danzigs mußte es sich jetzt darum handeln, mit ihren verhältnismäßig schwachen, aus eigenen Formationen gebildeten Kräften dem Druck der Polen standzuhalten, der um so stärker werden mußte, je mehr durch den Vormarsch der deutschen Streitkräfte aus Pommern die im nördlichen Korridor eingekesselten polnischen Truppenteile auf immer engeren Raum in Richtung Gdingen und Danzig zusammengedrängt wurden.

Wieder dröhnte in den Vormittagsstunden das Schiffsgeschütz der „Schleswig-Holstein". Während sie die Westerplatte unter ständiger Beobachtung hielt, griff sie nun, von Neufahrwasser aus, in den Kampf an der Landfront hinter

Zoppot ein. Mit ihrer schweren und mittleren Artillerie beschoß sie die dortigen polnischen Batterien und Bereitschaftsstellungen, und zwar so gründlich, daß den Polen alle Lust verging, unsere Fronten anzugreifen.

Ein Kamerad an Bord des Schiffes gibt darüber Bericht:

„Als am Morgen des 2. September auf dem Schulschiff „Schleswig-Holstein", dessen Besatzung zu einem großen Teil aus jungen Seekadetten besteht, die Kriegswachen abgelöst werden, ahnt noch niemand, daß wenige Stunden später zum zweiten Male in diesem Kampf die Geschütze des Schiffes sprechen werden, das bereits in der Schlacht am Skagerrak gefochten hat. Es ist kaum jemand an Bord in den letzten Tagen und Nächten aus den Kleidern gekommen. Waren die Anstrengungen jedes einzelnen Mannes — ob er an den Geschützen gestanden oder in den hitzeerfüllten Maschinenräumen seinen Dienst versah — riesengroß, so fiebern doch alle auf den Augenblick, wo sie wieder voll eingesetzt werden sollen zum Schutze deutschen Landes.

Um 11.45 Uhr richten die beiden 28-cm-Geschütze des Turmes „Bruno" ihre Rohre gen Westen. Um 11.50 Uhr gibt der Kommandant Feuererlaubnis, und krachend verlassen die beiden ersten 28er die Rohre. Eine dichte schwefelgelbe Rauchwolke verdeckt für Sekunden die Sicht. Schon nach dem ersten Schuß liegen die Salven deckend und zerschlagen einen feindlichen Bunker und streuen das Gelände ab. Vom Scheinwerferstand aus können wir selbst die Erfolge des Schießens beobachten. Sehen die Männer in dem Turm oder in den Kasematten bei den 15-cm-Geschützen, die jetzt auch eingreifen, auch nichts von all dem, so wissen sie doch, daß vorn deutsche Soldaten angriffsbereit stehend darauf warten, daß die Schiffsartillerie ihnen den Weg freimacht."

Für uns verlief der Tag zunächst ruhig. Ich war am Vormittag auf der Zitadelle des Bischofsberges, in dessen Kase-

matten man einige Trupps polnischer Gefangener untergebracht hatte. Unter ihnen befanden sich auch Kassuben, die mit rührendem Vertrauen und großer Zuversicht der Wiederkehr der deutschen Herrschaft entgegensahen. Unter den Polen hatten sie, genau wie die Deutschen, nichts als Zurücksetzung, Drangsalierung und schwere wirtschaftliche Schädigung erfahren. Sie schlossen das Gespräch, das ich mit ihnen führte und für den Rundfunk aufnahm, mit dem aus aufrichtigem Herzen kommenden Ruf „Heil Hitler!".

Von der Höhe des Bischofsberges, der die Stadt und das vorliegende Gelände bis zur See hin beherrscht, konnte man deutlich das Geschützfeuer der „Schleswig-Holstein" verfolgen. Man sah den Rauch des Mündungsfeuers beim Abschuß und hörte dumpf die Einschläge aus Richtung Adlershorst hinter Zoppot.

*

Am Nachmittag sitzen wir mit den Kameraden von Presse-, Bild- und Filmreportage im Kaffee des „Deutschen Hauses". Draußen flutet der Verkehr. Fahrzeuge der Danziger Truppen, Rote-Kreuz-Wagen und Lastautos mit fröhlich singenden Arbeitsmännern des Danziger Arbeitsdienstes geben dem Bild eine kriegerische Note. Im übrigen würde ein Reisender, der, ohne von den Vorgängen zu wissen, zu dieser Stunde die Stadt beträte, kaum ahnen können, daß sich innerhalb der Grenzen ihres Weichbildes noch Kampfhandlungen abspielen, daß einzelne Stadtteile, wie Neufahrwasser und Zoppot, ganz oder teilweise geräumt sind, und daß die militärische Lage bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit der Danziger Streitkräfte als gar nicht so harmlos anzusehen ist.

Die Danziger Bevölkerung — nachdem sich herausgestellt hat, daß von der Westerplatte keine unmittelbare Gefahr

droht, und daß auch von der Zoppoter Seite her die Polen offenbar nicht genügend weitreichende Geschütze besitzen, um die Stadt zu gefährden — gibt sich ganz ihrer Freude über die Rückkehr ins Reich hin.

Felsenfest ist ihr Vertrauen in die eigene Verteidigungskraft und in das schnelle Vorrücken der deutschen Truppen im Korridor. Was die Gefahr aus der Luft betrifft, so haben die Erfolge der deutschen Flieger am ersten Tage auch die Besorgnis vor etwaigen Luftangriffen der Polen beseitigt.

So ist der lebhafte Verkehr an diesem Sonnabendnachmittag noch stärker als gewöhnlich. Die Menschen lustwandeln durch die Straßen und genießen mit Behagen die wohltemperierte Wärme einer milde leuchtenden Septembersonne. Man sitzt in den Kaffeehäusern bei Musik, man grüßt sich. Wieviel gibt es zu erzählen! An allen Tischen ist der Austausch der Erlebnisse vom gestrigen Tage im vollen Gange, und auch das erste Schlachten-Latein, das dem Jäger-Latein nicht unähnlich ist, wird eifrig geübt.

Aus vielen kleinen Einzelzügen setzte sich das Bild der deutschen Haltung zusammen, wie sie die Bevölkerung den Polen gegenüber zeigte, unbedeutende Einzelheiten, dem Außenstehenden kaum bemerkbar, praktisch in ihrer Wirkung höchst geringfügig, und doch wertvoll und bezeichnend, weil sie die seelische Haltung aufzeigen, mit der man selbst im kleinsten das Fremde ablehnte und der Verachtung preisgab. Jetzt, in freudig-offenem Gespräch, trat dies noch einmal zutage.

Daß sie nicht zum nächstgelegenen Briefkasten an der Bahnhofspost ihre Postsachen brachte, sondern immer ein Stück weiter zum Kasten auf dieser Seite ging, erzählt eine junge Frau. Warum denn? Weil man nicht auf die „polnische Seite" zum Bahnhof herübergehen wollte. Man mied die nahe Berührung mit denen, die sich widerrechtlich ein-

genistet hatten und ging ihnen ostentativ aus dem Wege. Sie merkten es wohl.

Man saß auch nicht an dem Tisch, an dem wir jetzt sitzen. Das war bis kurz zuvor der „Polentisch" gewesen, wurden wir aufgeklärt, wo die polnischen Offiziere sich zu treffen pflegten, die nun wohl draußen auf der Westerplatte eingeschlossen waren. Das ist vorbei, heute kann man's tun, denn die Polen sind fort. Was würden sie darum geben, wenn sie hier noch sitzen könnten wie einst, mit gefälligen Mädchen, bei Pasteten und Sekt, als „Herren" von Danzig! Statt dessen —

Da fahren plötzlich die Köpfe der Vorübergehenden draußen in die Höhe. Die Fußgänger bleiben stehen, zeigen nach oben in die Luft. Auch der Wagenverkehr beginnt zu stocken.

Flieger!?

Wir stürzen mit den andern Gästen hinaus auf die Straße. Immer deutlicher wird ein sehr fernes, sehr hohes Summen. Es müssen viele Maschinen sein. Aber wo? Und was für welche? Deutsche, Polen? Merkwürdig: jedermann hat das Gefühl, das können nur deutsche sein.

Da! Jetzt entdeckt man sie! Da kommen sie! Von Süden her über die Stadt, winzige Punkte am lichten, blaßblauen Himmel.

Stukas!

Das gilt der Westerplatte!

Wir telephonieren mit Boese. Aber der kommt schon angebraust. Im Nu ist auch der Aufnahmewagen alarmiert.

Wir preschen hinaus nach Neufahrwasser.

Freilich, so schnell wie unsere Flieger können wir nicht sein. Wir passieren den Danziger Hauptbahnhof, da krachen schon die ersten Bomben. Stehend im Auto, während der Fahrt, verfolgen wir den Angriff, der nun beginnt.

Maschine auf Maschine stößt wie ein Habicht aus größter Höhe herab: Sturzflug auf die Westerplatte! Im Augenblick, wo der Pilot das Flugzeug abfängt, sieht man deutlich die Bomben sich lösen. In Bündeln zu drei oder fünf fallen sie aus zwei-, dreihundert Meter Höhe zu Boden.

Ungeheuer ist das Krachen der Bomben. Es klingt, als zerschlüge Thor mit dem Hammer die Kruste der Erde, daß sie splitternd birst und Feuer und Flammen aus ihrem Innern brechen.

Maschine auf Maschine braust heran. Unaufhörlich, wohl zwanzig Minuten lang, folgen sich die Detonationen. Paukenschläge von Giganten — und das Kalbfell ist die Westerplatte.

Dazwischen, gleich dem Herausforderungsschrei röhrender Hirsche, das drohende Aufheulen der Motoren, wenn die Maschinen mit ihren Raubvogelfängen nach getaner Arbeit, Vollgas gebend, wieder abbrausen, um sich in suchenden Kurven zu sammeln und den Rückflug anzutreten.

Schon zehn Minuten währt der Angriff. Wir halten auf halber Strecke. Wernicke spricht mitten in das Krachen der Bomben hinein, im Wagen stehend, einen Bericht.

Weiter! Heran an das Ziel unserer Stukas, so nah es geht! Der Weg ist nicht zu verfehlen.

Rauchsäulen, graugelbe Schwaden, riesige Wolken von Qualm und feurigem Brodem quellen von der Westerplatte hoch und stehen am nördlichen Himmel gleich schaurigen Opfermalen.

Wir fahren durch das menschenleere Neufahrwasser, dessen Fenster fast alle zertrümmert sind. Gespenstisch wirkt der Anblick der toten Stadt im Schmuck der Fahnen, die man hat hängen lassen. Gedeckt hinter Häuserfronten gelangen wir zum Bahnhof, der genau gegenüber dem Angriffsziel der Stukas liegt, nur getrennt von der Westerplatte durch den Hafenkanal.

Die letzten Bomben sind gefallen. Von drüben bellt aufgeregt eine Flak, die jetzt die Bauten am Bahnhof unter Feuer nimmt. Wir stellen unsere Fahrzeuge hinter dem Stationsgebäude gedeckt auf und steigen in dem verlassenen Hause mit dem Mikrophon zum ersten Stock empor. Alle Fenster sind gesprungen oder zerschlagen, zahlreiche Bombensplitter liegen umher

Von einem Fenster aus, hinter die Brüstung geduckt, beobachten wir. Ich spreche einen Bericht über den Eindruck der von unzähligen Bombeneinschlägen verwüsteten Westerplatte, über der jetzt nur noch ein Beobachter der Kriegsmarine kreist.

So stark war der Luftdruck der Detonationen, daß am Kai von Neufahrwasser, auf *unserer* Seite, ein großer Verladekran über den Gleisen zusammengestürzt ist und unter sich einen Güterwagen begraben hat. Andere Wagen, offenbar von den Polen in Brand geschossen, sind bis auf das Eisengerippe in Feuer aufgegangen und stehen schwelend auf den Schienen. Das große Speichergebäude mit seinen Ladeeinrichtungen ist aber glücklicherweise ganz unbeschädigt, worüber ein Hauptmann, der uns begleitet, sehr froh ist. Es stellt sich heraus, daß er der Direktor der Lagergesellschaft ist. In Danzig kämpfte jeder, indem er sich für das große Ganze einsetzte, auch unmittelbar für sich und seine Lebensarbeit. Die Front verlief in der Heimat — Heimat und Front waren eins.

Achtung! Deckung!

Der Pole drüben fängt wieder an zu schießen. Links von uns sieht man seine Leuchtspurmunition in die Hauswand hacken.

Dann wird es still.

Nur die Rauchwolken qualmen unentwegt und ziehen ihre Schwaden wie einen grauen Trauerschleier über die See bis an den fernen Horizont.

Ein stiller Sonntag

3. September Wir glaubten — und nicht nur wir —, daß nach dem vernichtenden Bombardement vom Sonnabendnachmittag der Sonntag die Übergabe der Westerplatte bringen würde. So hielten wir uns in Weichselmünde in Bereitschaft.

Weichselmünde ist ein Fischerdorf am rechten Ufer des Stromes, Neufahrwasser gegenüber. Dem Ort nach See zu vorgelagert, bewacht eine kleine Festung aus Biedermeierzeiten die Einfahrt in das Fahrwasser nach Danzig. Noch weiter vorgelagert springt die Westerplatte wie eine Art Halbinsel zwischen Hafenkanal und See vor, nur über eine schmale Landenge zugänglich.

Die kleine Festung Weichselmünde, ein rechtes Spitzweg-Idyll preußischer Färbung, war durch den Kampf um die Westerplatte jäh aus ihrem Dornröschenschlaf zu neuem militärischen Leben geweckt worden. Nur wenige hundert Meter vom Zugang zu dem polnischen Munitionsdepot entfernt, war sie so recht zum Hauptquartier der hier eingesetzten Formationen geeignet. Ihr kleines weißes Türmchen, das sich wie ein romantischer Burgsöller über den Zickzackkranz ihrer alten Umwallung erhebt, gab eine gute Beobachtungswarte für die Artillerie ab. In den Baulichkeiten waren Lebensmittellager, Sanitätsräume, Nachrichtenstellen und ähnliches untergebracht.

In alten Zeiten hatte die Bastion von Weichselmünde große Bedeutung gehabt. Das war damals, als die Weichsel tatsächlich noch hier, zwischen Weichselmünde und der Westerplatte, sich ins Meer ergoß und das neue Fahrwasser (Neufahrwasser!) binnenlands um die Westerplatte herum noch nicht gegraben war.

Auch während der Belagerung Danzigs im Jahre 1577 durch Stephan Batory und sein Polenheer spielte Weichselmünde eine entscheidende Rolle. Mit besonderer Heftigkeit wurde diese Bastion berannt, die den Zugang zur See zu decken hatte. Schon war in die Bollwerke eine Bresche geschossen, schon war eine ausgesuchte Sturmtruppe der Polen über eine Schiffbrücke dicht herangerückt, ja, schon ging man daran, die Palisaden zu erklettern, als in der höchsten Not Entsatz von der Stadt eintraf und die Angreifer unter vernichtenden Verlusten zurückschlug. Nur wenige entkamen. Und als König Bathory zwei Tage darauf unter dem Eindruck dieser Niederlage die Belagerung aufhob, da hängte die Besatzung von Weichselmünde eine Laterne heraus, um den Polen heimzuleuchten. Die Stadt war gerettet.

Hier war also schon einmal den Polen heimgeleuchtet worden! Ein gutes Zeichen!

Als wir ankamen, schaffte man gerade zahlreiche Kästen mit Bier herein, was einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machte. Wir stellten den Aufnahmewagen im Hof ab und hielten von den grasbewachsenen Wällen Ausschau. Drüben stieg immer noch eine dünne Fahne Rauch in die Höhe. Ab und zu pfiffen ein paar Kugeln her und hin. Sonst blieb alles ruhig.

Eine Abteilung Artillerie der deutschen Wehrmacht traf ein und legte ihre Feuerstellungen und ihre Ziele fest. Aber nichts Entscheidendes ereignete sich. Der Sonntagsfriede blieb ungestört. Auch die „Schleswig-Holstein" auf dem Strom tat, als wüßte sie von nichts.

Nur von Hela und Gdingen her tönten ferne dumpfe Detonationen herüber. Unsere Luftwaffe und Kriegsmarine waren dort am Werke. Zerstörer nahmen die im Hafen von Hela liegenden feindlichen Schiffe unter wirkungsvolles Feuer. Unsere Flieger brachten den einzigen, noch in der Bucht befindlichen polnischen Zerstörer „Wicher" zum Sinken und beschädigten den Minenleger „Gryf" schwer. Vor der Danziger Bucht wurde ein polnisches U-Boot versenkt. Die andern sollten bald folgen.

Den Danzigern bescherte der Tag die große Freude, die ersten regulären Truppen der deutschen Wehrmacht in ihrer Stadt zu haben. Gegen Mittag erschien Artillerie und marschierte unter unendlichem Jubel der Bevölkerung durch die Straßen, von Blumen und Liebesgaben aller Art überschüttet.

Die Artillerie kam aus Ostpreußen. Aber auch von Westen durch den Korridor erreichten die ersten deutschen Truppen bereits in den frühen Morgenstunden dieses Sonntags Danziger Gebiet. Nachdem Berent schon am 2. September von unsern Truppen besetzt worden war, gelang es an dieser schmalsten Stelle des Korridors, die nur eine Breite von etwa 50 Kilometer hat, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag den ersten Spähtrupps der Panzervorhut einer Division quer durch den ganzen Korridor zu marschieren.

„Noch zwanzig Kilometer bis zur Danziger Grenze", so berichtet ein Kamerad, der dabei war, „kein Soldat der glorreichen polnischen Armee ist zu sehen. Sorgfältig sichern die Panzer. Noch zehn Kilometer bis zur Grenze. Gleich werden wir den deutschen Soldaten drüben die Hand drücken können. Es geht auf Mitternacht. In den Dörfern stehen die Menschen auf der Straße und jubeln uns zu. Das letzte Dorf vor der Grenze wird erreicht. ‚Haltet doch an!' ruft man uns zu. ‚Da seid ihr endlich!' Und nun halten wir auf Danziger, auf deutschem Boden. Der erste Danziger Soldat kommt uns ent-

gegen, ein Heimwehrmann. Wir schütteln uns die Hände. Das Ziel ist erreicht! Die erste Verbindung zwischen dem Reich und den von ihm abgetrennten Teilen ist wieder hergestellt. Ein Wahnwitz wurde ausgelöscht!"

Es war ein Kriegsberichterstattertrupp, der als erster Danziger Gebiet erreichen konnte. Major Krause im Oberkommando der Wehrmacht erwähnt ihre Tat in einem Aufsatz über Kriegsberichterstatter und schreibt: „Als in den ersten Septembertagen die Armee v. Kluge im Vorstoß über die Tucheler Heide und den Brahe-Abschnitt sich anschickte, den Korridor zu durchqueren und die nördlich stehenden polnischen Divisionen vom Gros ihrer Armee abzuschneiden, da war es ein Trupp deutscher Kriegsberichterstatter, der in beruflich-soldatischem Eifer über die Spitze unserer Panzerverbände hinaus vorstieß und sieben Stunden vor der kämpfenden Truppe das Danziger Gebiet erreichte. Kaum wollte man glauben, daß dieses Häuflein von Berichterstattersoldaten, die da als Vortrupp der deutschen Wehrmacht unter dem Willkommenjubel der Bevölkerung in Danzig eintrafen, von Pommern her, aus dem Reich gekommen war. Das erste Eiserne Kreuz, das an Kriegsberichterstatter verliehen wurde und das der Führer dieses Trupps erhielt, war der Lohn für diesen journalistischen Husarenstreich."

*

Am Abend meldete der Rundfunk die Kriegserklärungen von England und Frankreich.

Ich erinnere mich noch genau, wie die Wirkung war, als am 6. August 1914 die englische Kriegserklärung bekannt wurde. Mitten im Freudentaumel über den stürmischen Vormarsch und die ersten Siegesmeldungen erblaßten die Menschen, und für einen Augenblick, der bedeutsam war, beschlich Sorge und böse Ahnung das deutsche Volk.

Wie wenig war von dem Nimbus, der einst die englische Macht umgeben hatte, übrig geblieben!

Um 9 Uhr morgens hatte die britische Regierung der deutschen Reichsregierung ein auf zwei Stunden befristetes Ultimatum gestellt, ihre Truppen unverzüglich aus Polen zurückzuziehen, sonst würde sich Großbritannien von 11 Uhr vormittags an im Kriegszustand mit Deutschland befinden. Was der Führer auf diese Herausforderung antwortete, war jedem Deutschen aus der Seele gesprochen: „Die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk lehnen es ab, von der britischen Regierung ultimative Forderungen entgegenzunehmen oder gar zu erfüllen. Jede Angriffshandlung Englands wird mit den gleichen Waffen und in der gleichen Form beantwortet!"

Unbeirrt und vollkommen ihrer sicher nahm die Nation den Fehdehandschuh auf, den der Brite ihr zum zweiten Male zuwarf. Felsenfest war das Vertrauen in den Führer, unermeßlich der Glaube an die eigene Kraft, nicht zu erschüttern die Überzeugung, daß diesmal Deutschland der Stärkere sein würde!

Dieses Gefühl hatte nichts mit Überheblichkeit zu tun. Mit kühlem Kopf und klarer Überlegung, mit sachlicher Einschätzung der Kräfte und deshalb gerade mit sicherem Blick für das Richtige sah man dem Kommenden entgegen. Als ich den Abteilungskommandeur der deutschen Artillerie fragte, ob heute noch eine stärkere Beschießung der Westerplatte geplant sei, sagte er: „Wir wollen unsere Bomben und Granaten für den Engländer aufsparen."

Ich verstand, was er damit sagen wollte. Zweckmäßiger Einsatz der Kampfmittel, darauf kommt es an. Keine Vergeudung gegenüber einem Gegner, der sowieso über kurz oder lang erledigt war. Dafür vernichtende Massierung an der Stelle, wo die Entscheidung fällt.

An der Front bei Zoppot

Da die Lage an der Westerplatte vorläufig unverändert blieb, wendeten wir unsere Aufmerksamkeit nun der Landfront bei Zoppot zu. 4. September

Am Montag früh, noch vor Hellwerden, waren wir auf dem Wege über Langfuhr und Oliva nach Zoppot. Nördlich von Zoppot, zwischen Grenzfließ und Koliebken, etwa im Zuge der bisherigen Danziger Staatsgrenze verlief die Stellung.

Wir überholten im Morgengrauen Munitionskolonnen und anderen Troß, der auf dem Wege nach vorn war. Hinter Oliva, links von der Straße, sahen wir eine Batterie ihre Feuerstellung einrichten.

Als wir gegen 5 Uhr früh in Grenzfließ hinter Zoppot ankamen, war an der Front noch alles ruhig. Wir orientierten uns zunächst beim Bataillonsstab, der in einem der verlassenen Landhäuser seinen Gefechtsstand hatte.

Es ist eine Landschaft, in der sich die Weite und Freiheit der See mit der Anmut eines bewaldeten Hügellandes verbindet. Die Ausläufer der Danziger Höhe — noch an die 100 Meter hoch — reichen hier bis an die Küste, wo sie bei Adlershorst steil zum Meere abfallen. Landhäuser und Gärten, Bauernwirtschaften mit ihren Feldern leiten über zu den Wäldern auf den bewegten Hügelketten. Mitten hin-

durch führt die Straße nach Gdingen; ihr parallel die Eisenbahnlinie.

Die hübschen Villen und Bauernhäuser hatten von ihren Bewohnern geräumt werden müssen. Aber mit rührender Vorsicht sorgten die Truppen — es war ein Regiment der Landespolizei — dafür, daß nichts unnötig zerstört wurde oder Not litt, auch in den Gärten nicht und Ställen, in denen vielfach Vieh und Geflügel zurückgeblieben war. Bis auf ganz wenige Ausnahmen dürften die Bewohner nach ihrer Rückkehr alles wohlbehalten wieder vorgefunden haben.

Ein bezeichnendes Beweisstück für die Fürsorge der Soldaten kam uns selbst zu Gesicht. In einem Gartenhaus, das wohl einem Posten für die Ruhezeit als Unterschlupf in der Nacht gedient hatte, war durch Unvorsichtigkeit der gläserne Lampenschirm zertrümmert worden. Der Soldat, dem das Unglück passiert war, hatte einen Zettel mit seiner vollen Unterschrift und Adresse zurückgelassen. Es tut mir leid, daß ich den Text nicht wörtlich aufgehoben habe und wiedergeben kann. Er verpflichtete sich darin, den Schaden zu ersetzen und bat den ihm unbekannten Besitzer um seine Anschrift.

Die hier eingesetzten Männer, Danziger auf Danziger Boden, kämpften unmittelbar für ihre eigene engste Heimat, von der sie jeden Fußbreit aus Friedenszeit kannten und liebten. Das gab ihrem Tun und Handeln einen menschlich schönen und oft ergreifenden Hintergrund.

Wir stellten unsern Aufnahmewagen in einer gegen Sicht geschützten Senke zwischen den Hügeln auf und zogen unser Kabel bis in die Hauptkampflinie, wo uns die Besatzungen der einzelnen MG-Nester mit Freude begrüßten und gerne Rede und Antwort standen. Vor uns lagen nur noch Gefechtsvorposten. Ein Stückchen weiter am Waldrand verlief die polnische Stellung. Im Wald auf der Höhe bei Klein-Katz erkennt man hinter Bäumen den Neubau einer polnischen Kaserne.

Die Sonne ist hochgekommen und strahlt mit wohltuender Wärme über die Kuppen und Wellen der schönen Landschaft. Rechts schimmert, nur wenige hundert Meter entfernt, der silberne Spiegel der See. Im Augenblick, wo der Kampflärm schweigt, atmet alles Ruhe und Frieden. Welch köstlicher Morgen!

Welch Gegensatz zur Nacht! Denn nachts muß hier höllisch aufgepaßt werden. Im Dunkel lauert der Tod, sprungbereit.

Nur dünn ist die Linie und gering die Zahl der Männer, die den Abschnitt besetzt halten. Immer wieder versucht der Pole unter dem Schutze der Dunkelheit ihre schwachen Stellen zu treffen. Erst in der letzten Nacht ist ein schwerer MG-Posten überrumpelt worden. Zwei Mann sind im Kampf gefallen, die andern in Gefangenschaft geraten. Die Kameraden, die zu Hilfe eilten, fanden nur noch die beiden Toten vor. Schmerzliche Verluste, die sich nicht vermeiden lassen. Denn hier stehen wenige Hundert gegen die Tausende, die der Pole drüben auf engem Raum versammelt.

Es ist keine starre Front. Besonders in den ersten Tagen markierten sich die Stellungen von Freund und Feind so wenig, daß es möglich war, unversehens im Niemandsland oder gar zwischen den polnischen Stützpunkten zu landen, wenn man es mit dem Kraftwagen zu eilig hatte. Wie es unserer Kolonne beinahe passiert wäre.

Im friderizianischen Drang nach vorwärts brauste Intendant Boese mit seinem Führerfahrzeug dahin, den Aufnahmewagen hinter sich, der ihm treu durch dick und dünn folgt. Da hört die Besatzung des Wagens erregte, laute Rufe hinter sich: „Seid Ihr verrückt? Wo wollt Ihr denn hin?! Da drüben liegt der Pole!" Sie waren über unsere vordersten Sicherungen, ohne es bemerkt zu haben, schon hinaus — ein Glück, daß sie die Rufe unserer Gefechtsvorposten hörten. Man winkt und schreit dem vorderen Fahrzeug zu. Die

Bremsen knirschen. Die Wagen wenden. Noch nie ist dies Manöver so schnell ausgeführt worden. Als man glücklich wieder hinter unserer Linie ist, stellt man fest, daß zwar gestern noch unsere Sicherungen weiter vorn lagen, inzwischen aber zurückgenommen waren und daß dreihundert Meter vor uns an der Straße die Polen liegen dürften. Ob sie für eine Rundfunkaufnahme unter den gegebenen Umständen das nötige Entgegenkommen gezeigt haben würden, erschien doch einigermaßen zweifelhaft.

In der Erwartung, daß unsere neu eingetroffenen Batterien das Feuer eröffnen werden, bleiben wir noch eine Zeitlang vorn bei unsern Kameraden in der Stellung. Die abgelösten Posten der Nacht, müde vom anstrengenden Starren ins Dunkle, liegen wie die Toten und schlafen. Nichts vermag sie zu stören. Die andern fragen uns nach den neuesten Nachrichten und geben allerhand Grüße in Danzig zu bestellen auf.

Unsere Batterien schweigen. Nur Gewehrschüsse und vereinzelte kurze Feuerstöße der Maschinengewehre zerreißen da und dort die Stille des Morgens. Es sieht nicht danach aus, als ob es zu offensiven Kampfhandlungen kommen wird. Die hier eingesetzten Truppen sind von den Operationen der deutschen Wehrmacht im Korridor abhängig und müssen, so schwer es ihnen fällt, noch in der Verteidigung ausharren.

Als Berichterstatter kann man es sich nicht leisten, untätig zu bleiben. Also heißt es für uns wieder: Stellungswechsel! Wenn die Batterien nicht schießen, dann wollen wir wenigstens wissen, warum nicht, und die Kanoniere selber fragen. Zurück geht es nach Zoppot, wo wir zunächst einmal — im Kurhaus frühstücken. Auch das gehört zu den Eigentümlichkeiten des Kampfes an der Danziger Front, daß hier das kriegerische Erlebnis und die gewohnte zivile Lebensweise unmittelbar nebeneinander lagen. In Zoppot sind die Kellerluken der Häuser mit Sandsäcken verbarrikadiert und bom-

bensichere Unterstände geschaffen. Man erzählt uns, daß eine polnische Granate am Strand einen Hitler-Jungen getötet hat.

Dann sind wir bei der Batterie in Oliva. Wir sprechen mit dem Abteilungskommandeur und erfahren, daß noch im Laufe des Vormittags das Feuer aus mehreren Batterien, die hier und bei Brösen bzw. Glettkau stehen, eröffnet werden wird. Es ist nötig, den Polen drüben einzuschüchtern und ihn über die Stärke unserer Stellung zu täuschen.

Wir brauchen gar nicht lange zu warten, da ist es so weit.

Während der übliche Verkehr nach Danzig hinein ruhig seinen Fortgang nimmt — mit Lieferwagen, Autobussen, einkaufenden Hausfrauen, Radfahrern, Spaziergängern —, bricht es plötzlich aus den Langrohren los, und Salve auf Salve heult hinüber zum Feind. Die Menschen bleiben gefesselt am Straßenrand stehen und beobachten das kriegerische Schauspiel, das aber kein Schauspiel ist sondern blutiger Ernst. „Weitergehen, meine Herrschaften!" ruft ein als Posten aufgestellter Kanonier. Es ist ein alter Landwehrmann mit dem Eisernen Kreuz von 1914. „Wir warten doch auf den Autobus", wird ihm geantwortet. „Hier ist die Haltestelle. Wir müssen nach Danzig, einkaufen," entschuldigen sich die Frauen. „Ach so", sagt der Landwehrmann, dem eine solche Situation bei aller Kriegserfahrung noch nicht vorgekommen ist. Und richtig. Nach einer Weile, während die Kanonen ihr Planfeuer pausenlos fortsetzen, kommt der Bus. Die Fahrgäste steigen ein wie alle Tage. Nur die Abfahrt verzögert sich. Der Schaffner versäumt, das Klingelzeichen zu geben. Er hat, wie sein Fahrer, nur Augen für die feuernden Kanonen. Aber niemand nimmt es ihm übel. Endlich muß man sich entschließen. Der Autobus entschwindet in Richtung Danzig.

Wir fahren den Geschossen nach, wieder nach vorn. Jetzt sieht es hier anders aus als am Morgen. Granate auf Gra-

nate fährt in den Wald, der die polnischen Stellungen birgt. Unsere Artillerie streut planmäßig das Gelände drüben von vorn nach hinten ab. Bis nach Klein-Katz hin sieht man die Fontänen der Einschläge aufsteigen. Besonders schwer liegt das Feuer auf der polnischen Kaserne. Jetzt wissen die da drüben: die deutsche Artillerie ist auf Danziger Gebiet eingetroffen und wird in Zukunft auch an dieser Front den Polen das Gesetz des Krieges mit der ehernen Stimme ihrer Kanonen diktieren.

Der Pole wird unruhig. Wohl in der Furcht, es könnte der Beschießung ein Angriff folgen, läßt er seine Maschinengewehre das Gelände bestreichen. Wir benutzen eine eintretende Feuerpause, um unsern Wagen auf der Straße Zoppot—Gdingen noch ein Stück weiter nach vorn zu ziehen. Die Senke, in der die Straße führt, scheint einigermaßen gegen Sicht gedeckt. Der Wagen fährt am Deutschen Zollhaus vorbei, dann am Polnischen, das ein Posten von uns besetzt hält, und biegt links ab, wo es nach Grenzfließ geht, um unter der Bahnunterführung einen gesicherten Platz zu finden.

In dem Augenblick MG-Feuer der Polen! Der Wagen muß schleunigst Kehrt machen und einige Hundert Meter zurück.

Von hier aus rollen wir Kabel aus, um zu einer Abteilung des Danziger Arbeitsdienstes zu gelangen, die in vorderster Linie, hinter den Gefechtsvorposten, am Grenzfließ, die Stellung ausbaut. Sie sind dabei, unter Leitung erfahrener Pioniere einen Flanderzaun zu ziehen, der unsern Stützpunkten und Gräben mit seinem schwer zu überwindenden Drahtverhau den nötigen festen Zusammenhalt geben soll.

Die jungen Arbeitsmänner — zum Teil Studenten der Danziger T. H. — sind lustig und guter Dinge. Sie machen nicht viel Aufhebens davon, daß sie unmittelbar am Feind

ihr Leben einsetzen. Ihre Hände sind mit schweren Lederhandschuhen gepanzert, die sie vor den Stacheln des Drahtes, den sie winden, schützen. Einer hat einen tiefen Kratzer ins Gesicht von einem wegschnellenden Drahtende abbekommen — gleich ist der Sanitäter, der sie stets begleitet, mit Jod und Pflaster zur Stelle, um den Schaden zu kurieren.

Während wir mit ihnen sprechen, setzt wieder MG-Feuer ein. Die Polen haben offenbar an unserm Rundfunkwagen ein Haar gefunden. Wir wollen die wertvolle Apparatur nicht unnötig einer Beschädigung aussetzen. Auch soll man als Soldat nicht das Feuer des Feindes auf Kameraden locken, die es dann auszubaden haben. Also bauen wir ab und nehmen noch einmal Stellungswechsel vor.

Wir fahren in Richtung auf die See zur Brauershöhe und stellen den Wagen hinter dem Gebäude der frei auf dem Hochplateau liegenden Gaststätte „Bergschloß" oberhalb der Steilküste der Ostsee auf. Hier finden wir einen Beobachtungsposten von uns und eine Nachrichtenstelle. Der Platz hat eine beherrschende Lage und ist wegen der Schönheit seiner Rundsicht einer der beliebtesten Ausflugspunkte für Zoppot. Man hat einen umfassenden Blick über die ganze Danziger Bucht, sieht gegenüber den schmalen Streifen der Halbinsel Hela, wie die Vision einer fernen unwirklichen Küste, links die vorspringende Nase von Adlershorst, hinter der sich Gdingen verbirgt, und rechts in der Ferne die Westerplatte mit Neufahrwasser und seinem Leuchtturm.

Spiegelglatt liegt die See im Sonnenglanz. Draußen fahren Gruppen von Räumbooten, die sich näher und näher in die Bucht auf Gdingen zu hineinarbeiten. Ganz hinten am Horizont in nordöstlicher Richtung erkennt man schwere Einheiten unserer Kriegsmarine. Es war in der Frühe dieses Montags, daß ein zweites polnisches U-Boot von unsern Seestreitkräften vernichtet wurde.

Auf der Terrasse der Gaststätte stehen noch die weißen

Tische und Stühle wie zum Empfang der Gäste. Aber niemand kommt. Und es ist auch niemand zum Bedienen da. Alles leer und verlassen. Die paar Soldaten, die sich im Hause eingenistet haben, bleiben wohlweislich unsichtbar, denn der Pole kann von Adlershorst gut einsehen. Zahlreiche Gewehrgeschosse haben die Fenster durchschlagen und sitzen in den Wänden der Zimmer an der Nordseite.

Das Artillerie-Feuer hat wieder eingesetzt.

Grade über uns weg ziehen die Granaten der Haubitz-Batterie, die bei Brösen steht, in Richtung auf Adlershorst. Mehr zum Land zu heulen die Geschosse von Oliva auf Klein-Katz. Und nun gurgelt es von Neufahrwasser heran: die „Schleswig-Holstein" greift wieder ein und schleudert ihre 28er über die See auf Gdingens Kriegshafen. Mars hat seine Aeolsharfe an den Schlachtenhimmel gehängt, und gewaltig tönt und singt es in ihren stählernen Saiten.

Vom Balkon des Gasthauses, der zur See hinausgeht, beobachten wir, vorsichtig im Schatten der Hauswand bleibend, damit der Pole uns nicht ausmachen kann. Wir blicken mit dem Glas nach Adlershorst — Boese hat sogar ein altertümliches Fernrohr entdeckt, mit dem er wie ein Admiral von der Kommandobrücke durch ein zersplittertes Fenster feindwärts blickt —, aber die dichte Bewaldung entzieht die polnischen Stellungen unsern Blicken.

Wir überlegen noch, ob wir unser Mikrophon aufbauen sollen, um einen Lage-Bericht zu sprechen, als drüben beim Polen ein Abschuß sich hören läßt.

Als Frontsoldat des Weltkrieges hat man in fünfundzwanzig Jahren nicht verlernt, was man damals Tag für Tag sich an Erfahrung wie eine Art Instinkt erwarb: jeden Ton der Schlacht blitzschnell zu deuten und sich entsprechend zu verhalten. So vernimmt mein Ohr sofort jenen andern Ton, der singend heranrast — den die Kameraden wohl kaum erkannt haben —, der aus der andern Richtung

kommt. Unwillkürlich fliegt mein Blick dorthin, wo der Einschlag zu erwarten ist — keine Sorge, der Schuß geht hinaus auf die See: da steigt dicht bei einem unserer Räumboote eine riesige Wassersäule majestätisch in die Höhe, steht einen Augenblick wie ein gläserner Turm und fällt wieder in sich zusammen. Der Pole antwortet!

Mir wird ganz warm vor freudiger Erregung. Erst wenn der Feind zurückschlägt, fühlt sich der Feldsoldat in seinem Element. Dann erwacht jenes zweite Gesicht der Schlacht, die Sinne werden überwach, instinkthaft alles Tun und Lassen. Wenige Minuten zuvor hatte ich scherzhaft zu Boese gesagt: „Ich finde es langweilig. Das ist ja eine Manöverübung. Der Pole sollte wiederschießen." Nun schießt er wieder. Mit einem Schlage ist alles verändert. Und die Langeweile vorbei.

Unsere Räumboote draußen ändern ihren Kurs. Sie wollen nicht als Zielscheibe dienen, was ihnen keiner verdenken kann. In der Meinung, daß die Boote auf Land zu laufen würden, setzt der Pole die nächsten Schüsse näher ans Ufer: Schrapnells, deren Sprengpunkte in der Luft über See zerpuffen. Es sieht harmlos aus, wie ein fröhliches Feuerwerk, deren Zoppot schon so viele am Strande erlebte, in warmen Sommernächten, wenn die Badegäste auf der Terrasse tanzten, bei weicher Musik, mit zärtlichen Frauen, und Beifall klatschten.

Dies aber ist für Zoppot neu, und niemand ist da, zu applaudieren. Das tut mir leid. Mir ist, als müßte ich die schrill singenden Todesvögel willkommen heißen: „Seid gegrüßt, ihr alten Bekannten! Ihr bringt mir die Jahre der Jugend wieder — Jahre des Krieges, der mich zum Manne gemacht. Der mich gelehrt, euch zu verstehen — euch zu überlisten und euch zu entgehen!"

Da zischt es wieder heran. „Deckung!" rufe ich. Und reiße gleichzeitig den bei mir stehenden Sturmführer Krüger zurück

ins Haus. Fünfzig Meter vom Haus haut eine Granate in die Böschung.

Das gilt nicht mehr den Schiffen, das gilt uns. Ich erinnere mich, daß ich, als wir herkamen, ein Granatloch an der Hecke des Gartens sah. Der Pole ist also eingeschossen. Wieder zischt es heran, dicht über das Gebäude weg hinten in den Acker. Boese stellt seine Beobachtung mit dem Fernrohr ein. Wir sammeln uns im Hof.

Wieder ducken sich unwillkürlich die Köpfe der jungen Soldaten. Aber nun zieht es höher über uns weg und reißt einen Garten in Steinfließ auseinander. Die Sonnenblumen knicken, und die Astern wirbeln wie bunte Bälle durch die Luft. Hüt' dich, schönes Blümelein!

Noch höher singt die Kurvenbahn und läßt ihre Fracht hinter Marienthal fallen: eine schwarz-braune, gewaltig qualmende Rauchwolke steigt im Nu empor — ein Tankwagen von uns ist getroffen.

Wir halten es für richtig, unsern Aufnahmewagen aus der Gefahrenzone zu bringen. Wir haben nur den einen. Wenn er hin ist, können wir „den Laden zumachen". Und das wollen wir nicht. Also Rückmarsch.

Schnell huschen unsre beiden Fahrzeuge über die Höhe, die der Pole einsehen kann, hinab zur Zoppoter Straße. Bei Marienthal nehmen wir ein paar Frauen mit, die ganz erschreckt am Wegrand stehen und winken. Sie waren gekommen, das Vieh zu versehen, da fuhren ihnen die Granaten zwischen die Häuser. Nun sind sie froh, mit uns schnell wegzukommen. Sie sind im Augenblick, das ist verständlich, ein wenig verzagt. Wir können sie mit voller Gewißheit trösten: es dauert nur noch wenige Tage, dann schickt der Pole keine Granaten mehr. Dann ist es aus mit ihm. Und sie können wieder in Ruhe und Frieden ihre Häuser beziehen.

Am Nachmittag werden wir militärisch eingekleidet. Bis dahin hatten wir den Krieg als Berichterstatter in unserm

Räuberzivil geführt. Nun tragen wir das Danziger Wappen am Stahlhelm und die Danziger rot-weiße Kokarde. Auch wir wollen mithelfen, wie alle Danziger Kameraden, daß die Embleme der „Freien Stadt" recht bald in die Hoheitszeichen des Großdeutschen Reiches umgewandelt werden können.

Wir erhalten auch Waffen, Karabiner und Pistolen. Aber unsere eigentliche Waffe in diesem Kriege, den wir als Berichterstatter des Großdeutschen Rundfunks mitmachen, wird doch das Mikrophon bleiben. Wir wollen es mit der kämpfenden Truppe vortragen und immer dabei sein, wenn es gilt, der Heimat zu künden, was ihre Soldaten draußen an der Front für Deutschland und den Führer vollbringen.

Im befreiten deutschen Land

Während vor Gdingen die Front unverrückt stand, hatten die Divisionen der deutschen Wehrmacht im Süden von Danzig bereits ein breites Verbindungsband zwischen Pommern und dem Danziger und ostpreußischen Gebiet hergestellt. Der Korridor unseligen Angedenkens hat endgültig aufgehört zu bestehen. Die Bahnlinie von Schneidemühl nach Dirschau, die Hauptverbindungslinie zwischen dem Reich und Ostpreußen, ist ganz in unserer Hand. Zwar ist es den Polen gelungen, die großen Weichselbrücken bei Dirschau zu sprengen. Aber schon sind unsere Pioniere dabei, eine neue Brücke zu bauen.

5. September Dem befreiten deutschen Land gilt diesmal unser Besuch. Als wir abfahren, sammeln sich auf dem Heumarkt grade die Volksdeutschen aus Dirschau, um in ihre Heimat zurückzukehren. Danzig ist ja in diesen Wochen zu einem großen Flüchtlingslager für alle die geworden, die vor dem Terror der Polen aus dem westpreußischen Lande flüchten mußten. Nun können die Rücktransporte beginnen. Heute geht der erste Zug mit 150 Deutschen nach Dirschau zurück. Männer, Frauen, Kinder, Greise — mit Koffern, Körben, Decken, Taschen und Kartons bepackt, warten alle auf den Augenblick, in dem es losgeht. Freude steht auf allen Gesichtern, und alle sprechen nur von dem einen: wie es daheim aussehen mag. Der so lang ersehnte Augenblick ist nun wirklich

da: es geht heim, einem neuen Leben zu unter dem Schutze des Großdeutschen Reiches.

Wir fahren zunächst nach Schöneck, das etwa sechs Kilometer jenseits der bisherigen Danziger Südgrenze liegt. Alle Dörfer im befreiten Gebiet haben sich mit Hakenkreuzfähnchen geschmückt. Jedes deutsche Haus zeigt nun stolz die Symbole des Reiches. Und deutsche Männer halten Wacht auf der Straße.

Unvergeßlich ist mir jener eisgraue, wohl an die 70 Jahre alte Bauer, der mit der Joppe angetan und der einfachen Ohrenmütze auf dem Kopf, das Gewehr umgehängt, auf der Straße seines, nun wieder deutschen Dorfes Posten stand. Die Jungen hatten flüchten müssen, um nicht zum polnischen Militärdienst gepreßt zu werden oder waren wohl gar mit Gewalt abgeführt worden — da hatten sich die Alten zusammengetan und einen deutschen Selbstschutz aufgestellt. Bestürzt waren die polnischen Beamten über Nacht getürmt. Deutsche Männer wachten nun darüber, daß nicht zuletzt noch polnische Rachgier an deutschem Volksvermögen oder an deutschen Volksgenossen sich vergriff.

Schöneck, die alte deutsche Johanniterstadt mit Burg und Mauer, war der Mittelpunkt dieser Selbstverteidigung. Bis 1920, als man die Stadt gegen den Willen ihrer Bewohner vom Mutterlande abtrennte, war Schöneck fast rein deutsch gewesen. Daß das Deutschtum sich unter der Polenherrschaft nicht hatte verdrängen lassen, davon zeugt der schöne Neubau der deutschen Schule, den man links der Straße kurz vor der Stadt zu Gesicht bekommt. Ein freundliches, schlichtes, mit Liebe in die Landschaft gefügtes, blitzsauberes und anheimelndes Gebäude mit Garten und Spielplatz, 1936 erbaut — hier wurden etwa hundert deutsche Kinder unterrichtet. Die Schule bildete für Schöneck und Umgebung einen treuen Hort des Deutschtums und erleichterte den in und um Schöneck wohnenden Deutschen das Ausharren.

In dem kleinen Städtchen ist alles auf den Beinen. Jubelnd begrüßt man jedes deutsche Fahrzeug und will uns gar nicht wieder weg lassen.

Die Frauen erzählen uns, wie man sie in den letzten Tagen des August noch gezwungen hatte, Schützengräben für die Polen auszuheben. Aber dann hatten die bis dahin so großspurigen Herren angesichts der beherzten Haltung der deutschen Bevölkerung plötzlich das Laufen gekriegt. Als letztes Heldenstück ließen sie noch eine Reihe von Brücken in die Luft gehen und fuhren mit dem Schwefelgestank ihres unsinnigen Zerstörungswerkes ab wie feige Brandstifter in der Nacht.

Auch die Brücke an der Straße nach Preußisch-Stargard südlich Schöneck ist da, wo sie die Eisenbahnlinie überquert, gesprengt. Wir treffen hier ein Wehrmachtsfahrzeug, das wie wir zur Umkehr gezwungen wird. Es sind Hamburger, die ihre Division, von der sie abgekommen sind, in Preußisch-Stargard wiederfinden wollen — der erste Vorläufer der schnellen Truppen, die General Guderian bis hier herauf geworfen hat.

Während die Fahrzeuge wenden, stehe ich abseits. Die schwermütige Stille der westpreußischen Landschaft umfängt mich. Die weitgestreckten Felder, in langen Bodenwellen sich hebend und senkend, fallen hier ab zu einer Schlucht, in der die Wasser des Kleinen und des Großen Borownasees ruhen. Drüben ist Wald, der das Auf und Ab der sich wiegenden Felder im unermeßlichen Revier seiner tiefen grünen Stille sachte verströmen läßt. In der Enge zwischen den beiden Seen führt die Straße hindurch und kreuzt mit einer Brücke die eingleisige Bahnstrecke, die denselben Weg nimmt.

Als ob eine mächtige Faust von oben auf die Brücke geschlagen hätte, liegt die Fahrbahn, von ihren Pfeilern abgesprengt, auf den Schienen. Wir müssen zurück und in großem Bogen nach Osten ausholen, um einen andern Weg

nach Preußisch-Stargard zu finden, dessen Brücken behelfsmäßig gangbar gemacht sind.

Links und rechts von der Straße liegen zwischen den Dörfern die kleinen Holzhäuser polnischer Siedler, regellos hingewürfelt über das Land mit der Aufgabe, ihm seinen deutschen Charakter zu nehmen.

Der Typ dieser Siedlerhäuser ist überall der gleiche. Sie sind sozusagen von der Stange geliefert worden. In der Form des hölzernen Blockhauses mit Vorlaube und den gekreuzten Firstbalken glaubten die Polen eine uralte polnische Bauweise zu neuem Leben zu erwecken. In Wirklichkeit handelt es sich um eine urgermanische Hausform. Nur hätten wohl deutsche Hände alles fester gefügt und tiefer gegründet und Haus und Hof und Acker zur Einheit zusammengeschlossen. Was die Polen hingesetzt haben, sieht so dünnwandig und bescheiden, so behelfsmäßig und so wenig erdverbunden aus, daß sich niemand wundern würde, wenn ein Sturmwind den ganzen erbärmlichen Zauber polnischer „Kolonisation" davonfegen würde.

Die Bewohner sind bei Kriegsausbruch auf und davon. Vor den anrückenden deutschen Truppen sind sie in die Wälder geflohen und kommen nun mit ihren Panjewagen, drauf Sack und Pack und Kind und Kegel Platz gefunden, wieder zurück, nachdem sie merken, daß die Greuelmärchen, die man ihnen von den Deutschen erzählt hat, Schwindel sind. Armselige Kreaturen, die ausbaden müssen, was die Warschauer Machthaber ihnen bereitet haben.

Zur Mittagsstunde sind wir in Preußisch-Stargard. Hier war ich vor zwölf Tagen mit der Bahn durchgefahren. Polnische Soldaten hielten damals den Bahnhof besetzt, polnische Beamte forderten mit der markierten Herablassung eines großen Herrn die Fahrkarten: „Prosche, Billjetti!" Das Aussteigen war für einen Deutschen verboten, und wer einen volksdeutschen Bruder hätte grüßen wollen, wäre verhaftet worden.

Wo war all die Herrlichkeit geblieben?!

Leer stand die Kavalleriekaserne. Hier hatte das polnische Chevauxleger-Regiment Nr. 2 in Garnison gelegen. Sofort zu Kriegsbeginn war es ausgerückt. „Gestern noch auf stolzen Rossen ...“ Zur Stunde, da wir ihre Unterkünfte betraten, war das Regiment bereits bis zum letzten Mann ausgelöscht. Was nicht gefallen war, befand sich in deutscher Gefangenschaft. Die Stargarder Chevauxlegers gehörten mit den Ulanen aus Bromberg und Graudenz und den Schützen zu Pferde aus Kulm zu jener Kavalleriebrigade Pomorska, deren völlige Vernichtung durch das Panzerkorps des Generals Guderian unser Heeresbericht vom 7. September bekannt gab. Die kurze, nur fünf Tage zählende Kriegsgeschichte des Regiments beleuchtet blitzartig die Katastrophe der polnischen Armee im Korridor.

Aus Gefangenenaussagen wissen wir, daß das Regiment am ersten Tage zur Aufnahme des fluchtartig zurückgehenden polnischen Jägerbataillons Nr. 2 gegen Dirschau angesetzt wurde. Mit Zähigkeit und Mut hielten sie aus, von deutschen Panzern und Fliegern aufs schwerste bedrängt. Hinhaltend kämpfend folgten sie den fliehenden Jägern. An der Weichsel ereilte sie das Verhängnis. Deutsche Bomber stürzten über sie her und vereitelten den Flußübergang. Auch der kühne Versuch, schwimmend das rettende Ufer zu erreichen, mißlang. Das Wasser verschlang die Hälfte des Regiments. Einzeln, in kleinen Gruppen tasteten die Reste durch Wälder und Felder, um sich nach Bromberg durchzuschlagen. Doch schon stießen sie auch hier auf deutsche Gewehre. Was nun noch übrig blieb, war am Ende der Kraft. In den deutschen Gefangenensammelstellen kam erst wieder ein Bissen Brot über ihre Lippen und Schlaf in ihre ausgepumpten Körper. „Die hohen Verluste, die dieser Truppenteil erlitten hat“, so besagt eine amtliche Ergänzung zum Heeresbericht, „sind darauf zurückzuführen, daß er sich außerordentlich tapfer geschlagen



Die Besatzung der Westerplatte ergibt sich . . .



. . . und wird abgeführt



Nach der Übergabe: Die weiße Fahne an der Kaserne auf der Westerplatte
Deutsche Sanitätssoldaten gehen vor, um von den Polen die Verwundeten zu übernehmen



Zerschlagener polnischer Bunker auf der Westerplatte

hat. Er hat damit eine Haltung gezeigt, die von den deutschen Soldaten anerkannt wird."

Nie wieder würden polnische Reiter durch die Straßen Stargards reiten. Es gab keine Chevauxlegers mehr. Und doch war noch keine Woche vergangen, seit sie ihre Garnison verlassen hatten. Noch hingen polnische Schilder und Wegweiser für Truppenteile und militärische Dienststellen an den Straßenkreuzungen, wie man sie in den Tagen der Mobilmachung aufgehängt hatte: Regimentsnummern, Stabsquartiere, Verpflegungsämter ...

Nichts war geblieben als die leeren Namen und Zeichen.

Auf dem großen viereckigen Marktplatz, der das alte Bild aus deutscher Zeit mit dem Rathaus in der Mitte bewahrt hat, marschiert eine motorisierte Division — Kradschützen, Spähwagen, Panzer — die ganze geballte Kraft der „Schnellen Truppen". Die Motoren knattern und dröhnen. Die Maschinen schieben sich dicht zu einander und halten: eine Wagenburg aus Stahl und Eisen.

Die Bewohner, Deutsche und Polen, stehen und staunen. Die Kinder sind begeistert. So etwas hat man noch nie gesehen. Es ist eine Sensation für das Städtchen und gleichzeitig eine Demonstration von deutscher Macht und Größe, vor der alle polnische Schaumschlägerei zu nichts vergeht.

Die Stadt ist völlig unversehrt in unsere Hand gefallen. Schon hängen Hakenkreuzfahnen an allen deutschen Häusern und Geschäften. Die polnischen Inschriften verschwinden, und die alten deutschen, so lange verbotenen, tauchen wieder auf. Stargard wird im Nu wieder, was es war: Preußisch Stargard. Das heißt: ein deutsches Stargard! Schon sind politische Leiter der NSDAP aus Danzig eingetroffen und übernehmen die Amtsgeschäfte der städtischen Behörden. Die polnischen Hoheitszeichen, Symbole einer widerrechtlich angemaßten Gewalt, sinken in Staub. Der deutsche Adler, horstend auf dem Hakenkreuz, regiert die Stadt.

Gleichzeitig trifft eine motorisierte Kolonne der Danziger NSV ein. Dampfende Feldküchen, an Personenwagen angehängt, mit frischem Brot beladene Fahrzeuge. Ein Lautsprecher kündet die sofortige Ausgabe von Essensportionen an. Im Nu sind die Fahrzeuge belagert von Hunderten von Menschen. Aus allen Häusern eilen sie herbei mit Töpfen, Schüsseln und Krügen.

Man gibt zuerst den Deutschen. Aber auch die Polen erhalten ihr Teil.

Gefährlich wird das Gedränge an den Brotwagen. Eine BDM-Führerin aus dem Ort — nun darf sie sich als solche bekennen — nimmt sich der Frauen und der Alten an. Bald deutsch, bald polnisch sprechend, mahnt sie zur Ruhe und sorgt für Ordnung. Schließlich, als sie sich nur noch von polnischen Einwohnern umgeben sieht, geht sie ganz ins Polnische über, da sie es von früher gar nicht anders kennt, als in ihrer Gegenwart ausschließlich polnisch zu sprechen. Denn wer deutsch zu sprechen wagte, wurde ja bedroht und womöglich geschlagen. „Herrjesses!" ruft sie plötzlich, „jetzt schlabber ich polnisch, und wir sind doch deutsch!"

Sie können es noch gar nicht fassen, die Deutschen am Ort, die zwanzig Jahre unter der polnischen Willkürherrschaft ausgehalten haben, daß ihre Stadt nun wieder deutsch ist.

Ich stehe mit zwei alten Mütterchen zusammen, denen die Tränen vor Freude über das zerfurchte, jetzt ganz verklärte Gesicht laufen. Sie reden auf mich ein — stammeln sinnlose Worte — was sollen sie nur sagen in ihrer übervollen Herzensfreude?!

*

Daß in diesen allerersten Tagen der Besetzung Fahrten durch das eben eroberte Gebiet nicht ohne Gefahr waren, sollte unsere Rundfunk-Kolonne, glücklicherweise nicht an

sich selbst, bei einem Besuch des befreiten Karthaus am nächsten Tage erfahren.

In den ausgedehnten Wäldern der Kaschubei saßen noch erhebliche Reste der zersprengten polnischen Truppenteile. Sie benutzten die Nacht, um auf den Landstraßen Tretminen zu legen, die unsern marschierenden Soldaten, vor allem den Fahrzeugen, zum Verderben werden sollten.

Solche Tretminen waren auch auf der Straße nach Karthaus ausgelegt. Ihr Opfer wurden aber nicht unsere Soldaten, sondern die Polen selbst.

Einer der mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel beladenen Panjewagen, auf dem eine polnische Bauernfamilie, die geflüchtet war, in ihr Gehöft zurückzukehren versuchte, fuhr auf eine der Minen. Der Erfolg war grausig. Der Wagen mit Pferden und Menschen, mit Frauen und Kindern, wurde in die Luft geschleudert und bis zur Unkenntlichkeit zerrissen. Die Kameraden vom Rundfunk, die kurz darauf die Stelle passierten, fanden die Reste von Menschen, Tieren und Hausrat zum Teil in den Bäumen hängend, zum Teil weit über das Feld in schaurigen Fetzen verstreut.

Man wird verstehen, daß unsere Wagenbesatzung bei der Weiterfahrt die Straße scharf aufs Korn nahm und sich von dem sandigen Sommerweg am Rande der Pflasterung, wo Minen am leichtesten zu verbergen sind, peinlich fernhielt.

Übergabe der Westerplatte

7. September Der 7. September brachte uns das lang erwartete Ereignis der Übergabe der Westerplatte.

Nachdem außer der Artillerie noch schwere Minenwerfer herangeholt worden waren, sollte am Morgen eine neuerliche Beschießung erfolgen. Wir waren deshalb frühzeitig in Weichselmünde. Auf den marschigen Wiesen zwischen Weichselmünde und Heubude hatten die Geschütze ihre Feuerstellung. Die Minenwerfer waren auf nahe Entfernung herangerückt.

Deutlich konnte man, als die Beschießung begann, die steile Bahn der Minen mit dem Auge verfolgen. Man sah sie vom Kulminationspunkt, wo sie für einen Augenblick stille zu stehen scheinen, wie Raubvögel über ihrer Beute, schweren schwarzen Paketen gleich auf das Gelände der Westerplatte herabstürzen. Gewaltige Detonationen folgten. Die Beschießung galt der hinter dem Wald gelegenen Kaserne, wo sich die Besatzung einen festen, schwer zu nehmenden Stützpunkt geschaffen hatte, der auch durch das Bombardement der Stukas nicht völlig erschüttert worden war.

Ich drang mit dem Mikrophon bis zu den vordersten Posten der SS-Heimwehr vor. Sie lagen hinter einer Barrikade von schweren Balken, Eisenschienen und Erde, die sie nächtlicherweile quer über den Zugang zur Westerplatte errichtet hatten.

Von hier aus beobachte ich und spreche einen Bericht, den verwüsteten zerschossenen Waldstreifen unmittelbar vor Augen. Rechts im niedrigen Gestrüpp der Dünen liegen ein paar tote Polen, die am ersten Tage gefallen sind.

Bis vor kurzem hatte der Pole noch vorn im Wald gesessen und, auch von den Bäumen herunter, ein wohlgezieltes Gewehr- und MG-Feuer nach hier unterhalten. Unser Aufnahmewagen, der bis dicht an die Barrikade heran vorgefahren war — Intendant Boese hielt es mit der Devise: Ran an den Feind! —, wurde von den kommandierenden Offizieren sehr schnell in eine gebührliche Entfernung nach hinten gewiesen. Denn niemand verspürte Lust, das feindliche Feuer aufs neue herauszufordern. Glücklicherweise war unser Kabel lang genug, so daß ich meinen Posten nicht aufzugeben brauchte.

Es kamen nur noch vereinzelte Schüsse herüber. Die Vermutung lag nahe, daß der Gegner auf Grund der neuerlichen Beschießung weiter ins Innere des Geländes zurückgegangen war.

Ein gewaltsamer Erkundungsvorstoß, den ein Marinesturmtrupp in einer Feuerpause unternahm, ergab denn auch, daß der Wald vorn geräumt war und der Pole offenbar alles, auch seine Sicherungen, in das feste Gebäude der Kaserne zurückgenommen hatte.

Es waren prächtige Kerle, die Männer der Marinesturmkompanie! Sie hatten schon am ersten Tage ihr Leben todesmutig eingesetzt und stießen heute mit der gleichen Todesverachtung wieder in das verfilzte Dickicht vor, wo der Tod hinter jedem Strauch lauern konnte.

Aber bevor in den Wald nicht eine Bresche geschlagen war, die freies Schußfeld auf die Kaserne eröffnete, war es unmöglich, gegen dieses Bollwerk der Polen wirksam vorzugehen. Es wurde daher der Versuch gemacht, den Wald abzubrennen.

Von Weichselmünde führt ein Eisenbahngleis auf das Gelände der Westerplatte. Es war merkwürdigerweise trotz aller Beschießungen unversehrt geblieben. Auf diesem Gleis wurde jetzt ein Zug aus zahlreichen Güterwagen zusammengestellt, der von rückwärts durch die Maschine so weit wie möglich nach vorn in den Wald gedrückt werden sollte. Der vorderste Wagen war mit Sandsäcken zu einer Art fahrbaren, schußsicheren Unterstand ausgestaltet worden. Der zweite Wagen war ein gefüllter Tankwagen.

Ein paar beherzte Männer der Marine und Pioniere besetzten den vordersten Wagen, und der Zug fuhr langsam an. Wagen für Wagen schob er sich vorwärts auf das feindliche Gelände. Jetzt hatte die Spitze wie der Kopf einer langsam kriechenden Raupe den Wald erreicht und tauchte darin unter. Die nächsten Wagen — fünf — acht — zehn — verschwanden.

Immer tiefer hinein in das undurchsichtige Gestrüpp geht die Fahrt. Der Zug ist jetzt in seiner ganzen Länge aus der Deckung heraus, so daß die hinten fahrende Maschine auf der Höhe unserer Posten anlangt. Aber noch immer nicht geben die Männer vorn das verabredete Zeichen zum Halt. Für uns alle, die wir zurückgeblieben waren, beklemmende Momente, die Tapferen am Feinde allein zu wissen.

Da ertönt der Pfiff, das Signal zum Halten. Der Zug steht. In dem gleichen Augenblick gehen rechts und links neben dem Bahngleis zwei Flammenwerfertrupps der Pioniere vor, gedeckt durch leichte Maschinengewehre. Die Männer vorn, uns unsichtbar, koppeln die beiden ersten Wagen ab und setzen eine Abfüllpumpe in Betrieb. Dann ziehen sie sich zurück, während die beiden Flammenwerfer den auslaufenden Brennstoff mit einigen Feuerstößen zur Entzündung bringen. Schwarzqualmend brennt die Masse, im Nu zu einem gewaltigen Flammenmeer anschwellend.

Inzwischen zieht der Zug zurück. Auf den Puffern eines Wagens bringt man einen Toten mit. Es ist einer von den

tapferen Marinesoldaten, die am ersten Tage beim Sturm gefallen waren und vorn im Wald lagen, ohne daß man sie bisher hatte bergen können.

Die Tatsache, daß keine Gegenwehr der Polen das kühne Unternehmen störte, ist ein sicherer Beweis dafür, daß der Gegner den Wald ganz geräumt hat und nur noch die Kaserne besetzt hält. Immerhin muß die Wirkung der Aktion noch abgewartet werden. Die Kaserne zu nehmen, ist sehr schwer, da vor ihr etwa zweihundert Meter freies Schußfeld liegen, das die Polen aus den betonierten Kellern des Gebäudes gut beherrschen können. Hier kommt im MG-Feuer niemand drüber weg.

Während wir noch abwartend beim Stabe verweilen, dringt von hinten die Nachricht durch: der Pole zeigt die weiße Fahne! Man hat vom Leuchtturm in Neufahrwasser beobachtet, wie aus dem Kasernengebäude ein weißes Tuch herausgehängt wurde.

Unser Feuer schweigt. Es ist 10 Uhr 15.

Einige Zeit vergeht in gespannter Erwartung.

Ist es wahr? Oder nur eine Finte?

Inzwischen sind von Neufahrwasser her der Kommandeur des Küstenschutzes, Korvettenkapitän Hornack, und Sturmhauptführer Marckwardt von der Marine SA in einem Boot zur Westerplatte übergesetzt und haben von dort aus auf kürzestem Wege die polnische Kaserne erreicht. Die Polen sind bereit, sich bedingungslos zu ergeben.

Schnell sind die nötigen Abmachungen besprochen.

Unsere Truppen bilden einen Kordon am Zugang zur Westerplatte, ein bewaffnetes Spalier rechts und links der Straße. Wir brauchen nicht lange zu warten. Von drinnen kommen in Kolonne waffenlos die Polen mit ihren Offizieren, alle die Hände hochhaltend. Auf ihren Gesichtern steht die Nervenzermürbung zu lesen, die sie auf ihrem verlorenen Posten in den letzten Tagen durchgemacht haben.

Sie werden einzeln auf Waffen durchsucht und dann auf ein paar freie Rasenplätze vor den Wällen der Festung gebracht, wo sie sich sichtlich erleichtert niederlassen und schnell wieder aufleben. Sie sind heilfroh, unserm erneuten Ansturm entgangen zu sein. Denn das wäre das Ende gewesen. In der warmen Mittagssonne, bei der friedlichen Ruhe, die eingetreten ist, völlig unbelästigt von unsern Soldaten, löst sich ihre krampfhafte Spannung. Bald hört man sie lachen und scherzen. Es sind fast alles junge Burschen, die sich freuen, mit dem Leben davongekommen zu sein. Sie säubern ihre Kleidung, einige rasieren sich, andere, völlig übermüdet, schlafen und vergessen, was um sie ist.

Die Offiziere sind von unsern Stabsoffizieren beiseite genommen worden. Sie sitzen auf einer aus Birkenstämmen gezimmerten Bank, die aus irgendeinem der Laubengärten von Weichselmünde stammt; man bringt ihnen Bierflaschen und Zigaretten. Sie trinken und rauchen, hastig und aufgeregt. Alle sprechen deutsch und geben bereitwillig auf die Fragen unserer Offiziere Auskunft. An Hand von Plänen erklären sie die von ihnen getroffenen Verteidigungsmaßnahmen und die Aufstellung ihrer Waffen. Der Feuerwerkeroffizier, der fließend deutsch spricht — er hat als Pionier im deutschen Heer gedient —, gibt unsern Pionieren genaue Aufklärung über die Lagerung der Munition, Vorhandensein von Minen und dergleichen.

Nur der Kommandant fehlt noch.

Er ist zurückgeblieben, um sich für die formelle Übergabe des Platzes, für den er verantwortlich war, in Gala zu werfen — „vornehm" bis zuletzt.

In dem Augenblick, als bei uns General Eberhardt, der Befehlshaber der Danziger Truppen, erscheint, sieht man den polnischen Kommandanten, eine schlanke Reiterfigur, durch den zerschossenen Wald herankommen. Er trägt seine Paradeuniform, dunkelblau mit roten Aufschlägen und breiten roten

Streifen an den Hosen, auf dem Kopf die Konfederatka, die hohe tschapkaähnliche Mütze mit dem viereckigen Kopfdeckel und dem breiten Lederschirm. Ein Orden ziert seine Brust. Den Degen in der blanken Scheide trägt er nach Art der Polen waagerecht mit der linken Hand. Er tritt salutierend, zwei Finger an den Mützenschirm legend, vor den General, der ihm die Hand gibt und ihn zu seiner tapferen Haltung beglückwünscht. In soldatischer Anerkennung beläßt er ihm seinen Degen — eine ritterliche Geste, die im Geiste einer ehrlichen, hochgesinnten Kriegsführung erfolgte, wie sie der deutsche Soldat gewohnt ist — die anzuwenden, allerdings im polnischen Feldzug selten genug Gelegenheit war.

Während sich dies alles abspielt, sind Intendant Boese und wir beiden Sprecher mit dem Mikrophon immer „mittenmang". Hin und her geht es zwischen den Gruppen der Gefangenen, der Offiziere und unserer Soldaten, denn überall gibt es die interessantesten Gesprächsfetzen aufzufangen.

Nachdem alle Gefangenen gesammelt sind, beginnt die Besetzung des von den Polen völlig geräumten Gebiets.

Die polnischen Offiziere dienen unsern Soldaten als Wegweiser in dem zerschossenen Gelände. Die Westerplatte wird zunächst von einzelnen Trupps besetzt, während die Gefangenen als Geiseln Gewähr dafür leisten, daß unsern Leuten kein Schaden durch verborgene Minen oder irgendwelche Sprengvorrichtungen zugefügt wird.

Mit den ersten deutschen Soldaten sind auch wir auf der Westerplatte.

Wir durchschreiten die Mauer aus rotem Ziegelstein, die die Polen rund um ihr Hoheitsgebiet gezogen hatten. Es sind nur noch Reste von ihr vorhanden. Dann halten wir uns links am Wasser, da der zusammengeschossene Wald mit seinen Barrikaden und Drahtverhauen fast unpassierbar ist. Intendant Boese läßt sich von dem polnischen Kapitän, der uns

begleitet, berichten. Nach dessen Worten war es hauptsächlich die moralische Wirkung der Fliegerangriffe und die Furcht, daß sich das Bombardement der Stukas wiederholen könnte, was die Polen den Entschluß fassen ließ, die weiße Fahne zu hissen.

Während unserer Unterhaltung, wobei wir mühsam über den Schutt des granatenzerpflügten Geländes klettern, das überdies von Blindgängern verseucht ist, ist Wernicke zurückgeblieben. Plötzlich höre ich hinter mir einen unterdrückten, aber durchdringenden Ruf: „Landgraf!" Ich drehe mich um und sehe Wernicke mit bleichem Gesicht auf mich zukommen. Im Hintergrund entschwindet ein polnischer Soldat in Richtung auf den Sammelplatz der Gefangenen. „Was ist los?" frage ich, „wo kommt der Pole her?" „Das habe ich mich auch gefragt", sagt Wernicke, „als er unversehens vor mir stand, wie aus dem Boden gestampft."

Das war so gekommen: Der Pole hatte sich gegen die Abmachung versteckt gehalten, um der Gefangenschaft zu entgehen — mußte aber bald die Zwecklosigkeit seines Tuns erkannt haben. Als unser kleiner Trupp — die ersten deutschen Soldaten, die er sah — sein Versteck passierte, hielt er sich noch hinter einem Mauerrest verborgen. Dann trat er hinter unserm Rücken hervor, um seinen abmarschierten Kameraden unauffällig nachzugehen, und — stand vor unserm, ahnungslos hinter uns her bummelnden Wernicke. Tableau!

Zwar war der Pole unbewaffnet. Aber wer konnte wissen, ob er nicht eine der bei ihnen so beliebten Eierhandgranaten wurfbereit in der Faust verborgen hielt. Andererseits war auch Wernicke ohne Schußwaffe. Denn wir hatten, mit unsern Mikrophonen beschäftigt, die Karabiner bei den Fahrzeugen gelassen. Daß einem jungen Soldaten wie Wernicke, der sich zum erstenmal dem Feind auf wenige Meter, und dazu ohne Waffen, gegenübersah, ein nicht gelinder Schreck durch die Glieder fuhr, wird jeder Soldat verstehen, der eine ähn-

liche Situation durchgemacht hat. Daß er im gleichen Augenblick nach mir als dem erfahrenen Kameraden rief, zeugt von der schönen Kameradschaft, die uns verband. Es war die gleiche Kameradschaft, die in der deutschen Wehrmacht die alten mit den jungen Soldaten Schulter an Schulter kämpfen und sich gegenseitig beistehen ließ.

Übrigens dürfte dem einsamen Polen nicht weniger „mulmig" zumute gewesen sein als unserm Rundfunkmann. Er starrte Wernicke an, wie dieser ihn anstarrte. Es folgte der Ruf — und eine sekundenlange Stille. Dann taten sie beide, was in diesem Fall das beste war: es ging jeder seines Weges. Wernicke zu uns, wohin er gehörte, und der Pole, ohne daß ein Wort gewechselt wurde, dorthin, wohin er gehörte, nämlich schnurstracks zu seinen Kameraden in die Gefangenschaft.

Ein kleiner harmloser Vorfall — gewiß. Aber einer von denen, die der, dem's passiert, nicht so leicht vergißt. Zumal es auch ganz anders hätte auslaufen können.

Weniger harmlos war ein Erlebnis, das unser Wernicke eine Viertelstunde später hatte.

Mit einigen Kameraden von der Marine, die suchend durch das Gelände trollen, schickt er sich an, die Böschung zur Decke eines Munitionsbunkers hinaufzuklettern. Da ruft ein Marinesoldat, der schon oben steht: „Au fein, da hab ich was! Das nehm ich mit!" Dabei hält er mit beiden Händen einen Blindgänger einer Fliegerbombe triumphierend in die Höhe. „Mensch, schmeiß das Ding weg!" ruft ein anderer entsetzt. Der Brave, ganz verdaddert, läßt das todbringende Geschoß fallen — es rollt die Böschung herab genau vor Wernickes Füße. Der steht wie angewurzelt, starrt das kommende Unheil fasziniert an — und stellt fest, daß er wieder einmal sein sprichwörtliches Schwein gehabt: die Bombe bleibt zehn Zentimeter vor ihm im Grase liegen, unschuldig und friedlich wie eine Büchse Leipziger Allerlei.

Wir hatten inzwischen die alte, noch aus preußischer Zeit stammende Kasematte erreicht. In ihre feste, gewölbte Ziegelmauerung hatte eins unserer Geschosse ein Loch wie ein Scheunentor geschlagen. Auf der mit Gras bewachsenen Plattform, die sich wallartig erhebt, konnten wir mithelfen, die deutsche Reichskriegsflagge zu hissen.

Dann hielten wir Umschau.

Jetzt sahen wir erst, was das Bombardement unserer Flieger und die verschiedenen Beschießungen angerichtet hatten. Für den polnischen Kapitän, der uns begleitete, muß es ein eigentümliches Gefühl gewesen sein, die Stätte wiederzusehen, die noch vor wenigen Stunden eine Hölle der Vernichtung alles Lebendigen gewesen war. Riesige Trichterkrater der Bomben und Minen, die so dicht beieinanderlagen, daß der Boden einer Mondlandschaft glich — zerschlagene Baulichkeiten, deren Trümmer auf Hunderte von Metern verstreut den Eindruck eines schweren Erdbebens erweckten — ein wild zerfetzter Wald, dessen Baumstümpfe von dem Feuerorkan zeugten, der über sie hingegangen.

Aus einer halb zusammengebrochenen Baracke schlägt uns schwerer Blutgeruch förmlich entgegen. Eine Pritsche im Eingangsraum, wohl für abgelöste Posten bestimmt, ist über und über mit Blut bedeckt, der Erdboden unter ihr geradezu mit Blut getränkt. Hier muß ein schwer verwundeter Pole sein Leben geendet haben.

Die Kaserne, das Hauptbollwerk der Besatzung, ist in ihren oberen Stockwerken völlig wegrasiert. Nur das Erdgeschoß steht noch in den Umfassungsmauern. Der Keller aber ist wohlerhalten. Dort finden wir die schweren Maschinengewehre der Polen feuerbereit mit eingezogenen Gurten in den Kellerfenstern, die durch Sandsäcke gesichert sind. Daneben liegt Munition, Gasmasken, Verbandmaterial, Zwieback, Schmalz. Hier haben die Polen bis zum Augenblick der Übergabe ausgehalten.

Neben der Kaserne, zum Meer hin, ein wüster Trümmerhaufen. Schweres Balkenwerk, zerbrochen, Zement, Eisen, Erde, zerstampft, allerhand militärisches Ausrüstungszeug, zu einem einzigen Brei zusammengehauen — und dazwischen ein zerquetschter Soldat. Erst, wie wir einen Meter davorstehen, bemerken wir es. Das war einmal der Nachrichtenbunker der Polen. Ein Bombenvolltreffer hat ihn erledigt. Unten liegen noch zwölf Mann. Als der polnische Kommandant mit den deutschen Stabsoffizieren herankommt, bleibt er in militärischer Haltung stehen und salutiert vor seinen Toten.

Vorne im dicht verfilzten Gehölz liegen unsere Toten. Es sind die, die beim ersten Sturm fielen. Damals, am 1. September, war die Sturmkompanie der Marine durch eine Bresche in der Mauer ungehindert auf das polnische Gelände gelangt. Hatte dann auch, ohne Verluste zu haben, die freie Fläche zwischen Mauer und Wald überquert. Im Wald aber, von draußen unsichtbar, saßen die Polen. Unsere Deutschen liefen ihnen fast in die Arme und wurden auf nächste Entfernung von ihrem MG-Feuer gefaßt.

Nun trugen die Kameraden die toten Helden heraus, denen einige Tage später im waldumkränzten Ehrenfriedhof Silberhammer bei Langfuhr eine ergreifende militärische Totenfeier unter Anteilnahme der ganzen Danziger Bevölkerung gehalten wurde.

*

Die Westerplatte ist genommen! Die Westerplatte ist wieder deutsch!

Am liebsten wären die Danziger allesamt herausgepilgert, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Denn die Westerplatte, das war für sie früher gewesen, wie der Prater für Wien, oder wie für Berlin der Wannsee (nur viel schöner!):

eine volkstümliche Erholungsstätte mit Parkanlagen, mit Gaststätten und Militärkonzert, mit dem wunderschönen Strand, den Molen und dem Kaisersteg, der weit vorsprang in die Danziger Bucht und einen einzigartigen Rundblick über See gestattete. Es hingen so viele freundliche Gefühlswerte an der Westerplatte. Das war mit der Besetzung durch die Polen und mit der Umgestaltung zu einem militärischen Munitionsdepots alles zunichte gemacht worden. Es hatte auf Danzig wie ein brutaler Faustschlag gewirkt. Der freundliche Begriff der Westerplatte war zu einer finsteren Drohung für Danzigs Schicksal geworden.

Die vertragswidrige Befestigung der Westerplatte wurde nach der Einnahme einwandfrei festgestellt. Hierüber besagt eine amtliche deutsche Meldung: Die Westerplatte durfte Polen nach den zwischen der Freien Stadt Danzig und Polen getroffenen Abmachungen nur zur Anlegung eines Munitionsdepots benutzen. Tatsächlich hat Polen die Westerplatte stark befestigt und wie folgt bewaffnet: Minenwerfer, Panzerabwehrkanonen Kaliber 3,7 cm, Geschütze, aus denen Neufahrwasser beschossen wurde, schwere Maschinengewehre, in fünf Hauptbunkern fest eingebaut und auf Schlitten montiert, sowie zahlreiche leichte Maschinengewehre.

Nun war der Alpdruck von der Stadt genommen. Gauleiter Forster bestimmte, daß die Westerplatte in Zukunft wieder werden sollte, was sie gewesen: freudespendendes Eiland für Danzig und seine Besucher.

Alsbald nach der Besetzung begannen die Aufräumungsarbeiten. Wir waren einige Tage später zusammen mit Professor Ritter von der Ufa, der von Kolberg als Fliegermajor herübergekommen war, noch einmal auf dem umstrittenen Gelände. Hunderte von polnischen Kriegsgefangenen waren dabei, die Spuren des Kampfes zu beseitigen. Die verschütteten polnischen Soldaten des Nachrichtenbunkers waren herausgegraben und bestattet worden. Man war dabei, die

Wege wieder fahrbar zu machen und die Trichter zuzuwerfen. Der verwüstete Wald wurde gesäubert.

Aber es muß Zeit vergehen, bis die schlimmsten Wunden der Erde sich schließen. Bis neue Bauten an Stelle der zertrümmerten alten wieder freundlichen Willkomm bieten. Bis das alte fröhliche Treiben, wie es vor dem Weltkrieg bestand, wiederkehren kann.

Dann wird der blutige Kampf um dieses Stück Erde am Ostseestrand nur noch Erinnerung sein.

Und nur die Polengräber werden unsere Kinder mahnen, daß hier einmal fremde Macht auf dem Boden einer der deutschesten Städte gewagt hatte, Fuß zu fassen, und blutig, als der Tag der Abrechnung gekommen war, hinausgeworfen worden war.

Großadmiral Raeder in Neufahrwasser

9. September Zwei Tage später traf Großadmiral Raeder in Neufahrwasser ein, um die tapferen Marinetruppen zu besichtigen, die um die Westerplatte gekämpft hatten.

Niemand dürfte sich mehr über die Einnahme der Westerplatte gefreut haben als die Einwohner von Neufahrwasser. Denn sie konnten nun wieder in ihre verlassenen Wohnungen zurückkehren und waren der gefährlichen Nachbarschaft jenseits des Stromes für alle Zeiten ledig. Sofort ging man an die Wiederherstellung der entstandenen Schäden. Die Häuserfronten, deren Putz durch die Erschütterung herabgefallen war, wurden ausgebessert, die Fenster und Läden erhielten neue Glasscheiben. Das alte Leben kehrte wieder ein.

Als ein gefahrloses kriegerisches Schauspiel genoß man das täglich sich erneuernde Geschützfeuer der „Schleswig-Holstein", die die Rohre ihrer Zwillingstürme jetzt auf Gdingen und Hela gerichtet hatte und Salve auf Salve rollend zum Polen hinüberschickte.

So war es auch an dem Vormittag des 9. September. Unter strahlend blauem Himmel, wie ihn nur der September zu bescheren vermag, entwickelte sich ein bewegtes Bild am Bollwerk oberhalb des Leuchtturms, das ganz durch unsere Kriegsmarine bestimmt wurde. Eine Räumboot-Flotille mit dem Führerboot an der Spitze war von See eingelaufen und

hatte am Kai festgemacht. Lustig flatterten ihre Signalwimpel am Mast, und stolz grüßten vom Heck die Reichskriegsflaggen die ruhmgekrönte Schwester drüben auf der Westerplatte.

Kutter mit Offizieren und Matrosen fuhren hin und her, aufwärts nach Weichselmünde oder herüber zur „Schleswig-Holstein", die in dem von den Polen herrührenden Munitions-Hafenbecken der Westerplatte, grade gegenüber dem Leuchtturm, vor Anker lag. Die Rohre in spitzem Winkel nach Westen gerichtet, feuerte sie in regelmäßigen Abständen, als wäre es ein Übungsschießen, ihre singenden Granaten feindwärts.

Auf dem Kai selbst sammelten sich die Mannschaften der Marinesturmkompanie in feldgrauer Uniform mit den gekreuzten gelben Ankern auf den Schulterklappen und eine Abteilung des Danziger Küstenschutzes in Erwartung des Großadmirals. Hinter der Absperrung staute sich die Bevölkerung. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß etwas Besonderes bevorstand.

Gewaltig krachten währenddem unentwegt die Abschüsse, zumal wenn alle vier 28-cm-Rohre des Schulschiffes zuckend zu gleicher Zeit Feuer gaben. In dunkelbrauner Wolke stiegen die Pulvergase, ausgestoßen von den Mündungen der Rohre wie der feurige Atemhauch eines Giganten, den Mast des Schiffes verhüllend, in die Höhe. Fern tönten dumpf die Detonationen der Einschläge. Zwischen den Abschüssen hörte man deutlich übers Wasser das Poltern der leeren Kartuschhülsen, die aus den Panzertürmen abbefördert wurden.

Gegen 11 Uhr schwieg das Feuer. Die Rohre streckten sich, wie Tiere, die sich satt gefressen haben, in ihre horizontale Ruhelage. Bootsmannspfeifen schrillten. Eine Pinasse der „Schleswig-Holstein" machte los und brachte den Kommandanten, Kapitän zur See Kleikamp, herüber. Die Kompanie auf dem Kai trat an. Unsere Arbeitskameraden von der

Kriegsmarine, die als Berichterstatter an Bord der Räumboote und des Schulschiffs waren, fanden sich bei uns ein. Von ihnen erfuhren wir, daß inzwischen auch ein drittes und ein viertes U-Boot der Polen ihr Ende in der Ostsee gefunden hatten.

Bleistifte wurden gezückt, Kameras bereitgehalten. Kamerad Unger von der Wochenschau stieg auf das Verdeck seines Tonfilmwagens und begann, seine Filmkamera zu schwenken und zu richten, als ob sie ein Kanonenrohr der „Schleswig-Holstein" wäre. Jedenfalls war er entschlossen, mit ihr genau so zielsicher zu schießen wie die Marineartilleristen mit ihren 28ern.

Aber die Ankunft des Großadmirals verzögerte sich. Es drohte, eine „Gefechtspause" einzutreten. Da wurde unser Rundfunk zum Retter. Es war die Stunde, in der Generalfeldmarschall Göring in Berlin zu den Rüstungsarbeitern sprach. Wir stellten den Empfang im Rundfunkwagen ein und übertrugen die Rede mit unserm Lautsprecher. So ergab sich für die angetretenen Mannschaften ein willkommener ewig denkwürdiger Gemeinschaftsempfang. Angesichts des Bodens, den sie mit dem Einsatz ihres Lebens dem Feinde entrissen, in Erwartung ihres Oberbefehlshabers, der sie zu grüßen kam, vernahmen sie aus der Reichshauptstadt durch den Äther die Stimme des Generalfeldmarschalls, der den baldigen siegreichen Abschluß des Feldzuges in Polen voraussagte, mit dem Ruhme des Ganzen auch ihren Ruhm verkündend.

Dann erschien Großadmiral Raeder, begleitet von Gauleiter Forster.

Er ließ sich die Offiziere vorstellen und sprach, während er langsam die Fronten abschritt und fast vor jedem Manne stehen blieb, mit allen, die sich ausgezeichnet hatten und stolz das Eiserne Kreuz von 1939 auf der Brust trugen.

Nach einer Besichtigung der Räumboote ließ sich der Groß-

admiral zur „Schleswig-Holstein" übersetzen, wo die gesamte Mannschaft in Paradeaufstellung an Deck angetreten war. Es war ein herrliches Bild wehrhafter Kraft und seemännischer Schönheit: das hellgraue, im Glanz der Mittagssonne mattsilbern leuchtende Schiff, besäumt mit den weißen Bändern der in Reihen stehenden Mannschaft, vor dem tiefblauen Himmel und dem Hintergrund der spiegelglatten, blaß schimmernden See.

Vormarsch auf Gdingen

Immer enger ist der Gürtel geworden, der sich um Gdingen legt. Die von Pommern vordringenden deutschen Truppen haben Fühlung mit den Danziger Streitkräften genommen und ziehen im Verein mit diesen den Sack von Westen her zu.
10. September In das dortige Kampfgebiet führt uns eine Fahrt, die wir am Sonntag, dem 10. September, unternehmen.

Wieder geht es hinaus nach Oliva. Dort biegen wir links ab. Vorbei am Schloßpark, wo sich die ersten Spaziergänger des Sonntags einfinden, kommen wir auf die Straße, die schon nach kurzer Zeit im Olivaer Forst bei Renneberg die Danziger Landesgrenze erreicht und über Espenkrug in den nördlichsten Teil des Korridors auf Neustadt zu führt.

Der Korridor ist kein Korridor mehr. Sein den Polen noch verbliebener Rest gleicht eher einer hilflosen Eisscholle, die von Stunde zu Stunde mehr an den Rändern wegschmilzt und ihrer völligen Auflösung entgegentreibt.

Die Straße, die in einem großen Bogen über Westen nach Norden verläuft, bezeichnet ungefähr den Verlauf der Frontlinie. Sie ist auf allen Punkten bereits von unseren Truppen überschritten. Indem wir ihr folgen, bewegen wir uns parallel zu der vorgehenden Linie und gewinnen ein umfassendes Bild von dem zügigen Vormarsch auf der ganzen Front, der die weichenden Polen nicht mehr zur Ruhe kommen läßt.

Bald nach Überschreiten der Danziger Grenze verläßt die Straße das landschaftlich so schöne Waldrevier mit seinen tief eingeschnittenen romantischen Schluchten und tritt auf freies Feld, zur Rechten begleitet von ansehnlichen Höhenzügen, die bis zu 200 Meter ansteigen. Auf den waldfreien Kuppen liegen die Danziger Gefechtsvorposten. Auch der beherrschende Dohnasberg nördlich Quaschin, 206 Meter hoch, ist schon, so sagt man uns, in unserer Hand.

Artillerie geht an der Straße in Stellung und schießt über die Höhen weg in Richtung auf die Wälder vor Gdingen. Dort sieht man dunkle Rauchwolken aufsteigen, die unsern rings vorrückenden Truppen als Marschrichtungsziel dienen.

Bei Espenkrug überqueren wir den Einschnitt einer neuen Bahnlinie, die auf unsern Karten noch nicht verzeichnet ist. Es ist die vielgenannte „Magistrale", die mit französischem Gelde gebaute Strecke Ostoberschlesien—Gdingen, die es den Polen erlaubt, ihre Kohlentransporte aus den uns geraubten oberschlesischen Gruben unter Umgehung von Danziger Gebiet direkt zum Kohlenhafen von Gdingen zu führen. Auf den Gleisen stehen in beiden Richtungen lange Reihen von leeren Güterwagen, herrenlos und verlassen. Wollte man sie von Gdingen fortschaffen und merkte zu spät, daß dies nicht mehr möglich war? Oder waren sie auf dem Wege n a c h Gdingen und fanden auch den Rückweg schon versperrt? Die mitten auf freier Strecke ohne Maschinen herumstehenden langen Züge machten den Eindruck hilfloser Desorganisation und wirkten auf uns wie ein Abbild der polnischen Gesamtlage.

Über das ganze Gelände verstreut liegen die kleinen hölzernen Gehöfte der polnischen Siedler. Ihre Bewohner sind aus der Kampfzone entflohen und haben das Vieh herrenlos zurückgelassen. Rinder, Gänse, Schweine haben sich selbständig gemacht und irren umher. Ängstlich blöken die Kühe mit prallem Euter nach dem gewohnten Betreuer, der sie von der quälenden Überfülle der Milch befreit. Da greift unser

Arbeitsdienst ein und bringt Hilfe. Mit viel Humor unterziehen sie sich der ungewohnten Aufgabe, Kuhhirt und Gänsemagd zu spielen. Sie sammeln das Vieh, sorgen für Futter und Trank, melken und hüten, und helfen zu ihrem Teil, die Schäden des Krieges zu mildern.

In den Orten, die wir durchfahren, zeugt manche frische Brandruine von den Kämpfen des Vormarsches, aber auch von der Rachgier der Polen, die sich, bevor die Unsern als Befreier kamen, an volksdeutschem Besitz verbrecherisch vergriffen haben.

Etwa 12 Kilometer jenseits der Danziger Grenze treffen wir in Kölln auf die ersten Truppenteile der deutschen Wehrmacht. Es ist pommersche Landwehr. Alte erfahrene Weltkriegssoldaten. Seit Tagen sind sie pausenlos von ihrer Heimat her im Vorgehen. Unrasiert, über und über vom Staub der trockenen Sandwege bedeckt, ohne geregelten Nachschub und ohne Kenntnis von der allgemeinen Lage, bestürmen sie uns mit Fragen. Unser Erscheinen mit den Danziger Fahrzeugen und in den Danziger Uniformen wirkte auf sie wie die Kunde aus einer andern Welt.

„Was hat Göring gesagt?" werden wir immer wieder gefragt. „Geht der Vormarsch überall voran?" „Wie steht es im Westen?" Die neuesten Zeitungen, die wir mitgebracht haben, werden uns aus den Händen gerissen. „Wie weit ist es noch bis Gdingen?" „Ist Danzig unversehrt?" „Wo ist der Führer?"

Es ist schön, zu erleben, wie alles Denken und Wünschen dieser Männer nur auf das allgemeine Ganze gerichtet ist. Sie sind um die vierzig alt und älter. Sie haben ihre Familien, ihren Acker oder ihr Geschäft hinter sich gelassen und wieder die Waffen ergriffen wie vor fünfundzwanzig Jahren und sind aufgebrochen nach des Führers Befehl, Strapazen und Wunden vor Augen, um als Soldaten ihre Pflicht zu tun. Niemand von ihnen kommt mit persönlichen Wünschen

oder Anliegen. Sie wollen nur eins wissen: geht alles gut? Deutschland und der Führer — nichts anderes hat in diesen entscheidenden Tagen des Kampfes Platz im Trachten und Sinnen unserer Soldaten.

Es ist ein Bataillon, rechts heraus geschickt, um Fühlung mit den Danziger Formationen aufzunehmen und zu halten. Sie haben Essen empfangen aus der Feldküche und teilen es mit uns. Ein Offizier vom Bataillonsstab erbietet sich, unserer Kolonne den Weg in die nördlich gelegenen Wälder zu zeigen, wo noch gekämpft wird.

Wir folgen der Straße bis Steinkrug und biegen hier rechts auf den Feldweg, der in den Forst Gnewau führt. Der nur oberflächlich befestigte Weg ist zerfahren und zermahlen, eine Schlange von Staub, die uns mit Haut und Haaren verschlingt. Wir sehen bald aus wie die Müller. Der schmale Weg ist manchem Fahrzeug zum Verhängnis geworden. Verbeulte Wagen liegen festgefahren im Seitengraben. Erst im Wald wird es etwas besser.

Es ist ein für die Truppe schwierig zu überwindendes Waldgelände. Die Landwehr, die natürlich nicht über Panzerwagen verfügt, kann nur mit sorgfältigster Sicherung vorgehen. Im Wald steckt nicht nur die geflüchtete Zivilbevölkerung, sondern er ist auch voll polnischer Soldaten, die von ihren Truppenteilen abgekommen sind oder sich bei dem überstürzten Zurückgehen selbständig entfernt haben, um nun auf eigene Faust den Krieg zu führen.

Allmählich nähern wir uns den vorderen Teilen der Division. Feldartillerie rückt vor und sucht sich neue Feuerstellungen, gedeckt im Wald. Infanterie mit Gefechtsbagage steht in Bereitschaft an einer Wegegabel, um je nach der Lage rechts oder links einzugreifen.

Mitten in das militärische Treiben gerät eine Kolonne geflüchteter polnischer Einwohner, die von vorn, wo gekämpft wird, mit Wagen, voll beladen, mit Vieh, Betten, Kindern

daherkommen, eskortiert von einigen Landwehrmännern, die den Transport geschlossen nach hinten bringen sollen. Die Dörfer vorn, von unsern Vorhuten bereits erreicht, müssen geräumt werden; sie liegen unter Artilleriebeschuß der Polen. Die Polen hocken in stumpfer Resignation bei ihrer Habe. Einige Frauen versuchen mit deutschen Brocken die Soldaten für sich zu erwärmen. Die Kinder spielen, die Säuglinge plärren. Die Kühe blöken. Man hat die armselige Karawane vom Wege weg seitlich in den Wald geleitet, um Platz für die vormarschierenden Truppen zu schaffen. Da hocken sie nun wie eine lagernde Zigeunerbande unter dem dichten Laubdach der Bäume.

Von vorn kommen Melder. Die Artillerie zieht ihre Strippen zu den Beobachtern, die der vorgehenden Infanterie folgen. Es dauert nicht lange, da pfeifen die Geschosse der Feldkanonen aus dem Dickicht des Waldes heraus, hinüber zum Feind. Es hallt und dröhnt im grünen Forst und widerhallt mit vielfachem Echo. Das ist etwas anderes als die Axtschläge, die sonst die Stille des Reviers mit den friedlichen Lauten menschlicher Tätigkeit durchdringen. Das gilt nicht den Bäumen des Waldes — das gilt den Kompanien und Bataillonen der Polen, die unerbittlich zusammengehauen werden. „Raus!" „Raus!" „Raus!" bellen wütend die Geschütze, und das Pfeifen der Granaten, der Knall der platzenden Schrapnells sind die Peitschenhiebe, mit denen man sie zu Paaren treibt.

Als wir nördlich aus dem Wald wieder auf Felder gelangen, wo der Blick frei wird, sieht man in Richtung auf Gdingen brennende Gehöfte, aus denen der Pole weicht, Schritt für Schritt von der Landwehr bedrängt, die das stark kupierte Gelände mit Umsicht und Erfahrung überwindet.

Wir passieren das Dorf Bischkowitz, das von seinen Einwohnern geräumt ist. Abseits vom Ort, am Waldrand, liegt eine Art stattlichen Vorwerks, das zum Teil in Flammen auf-

gegangen ist. Schon von weitem ist zu erkennen, daß die Polen den Platz zu einem größeren Gefechtsstand oder Stabsquartier benutzt haben. In die Erde gegrabene Postenlöcher, rund um das Gehöft verteilt — auch nach der östlichen, ihrer eigenen Seite hin —, verraten, daß man sich umstellt und rings bedroht fühlte.

Welch ein Anblick bietet sich uns, als wir herankommen! Hier ist offenbar ein kompletter Regimentsstab mit allem Zubehör von unsern Truppen völlig überrascht worden und Hals über Kopf unter Zurücklassung der gesamten Ausrüstung geflohen.

Auf dem freien Platz vor dem erhaltenen Verwalterhaus, der sich zu einem kleinen See absenkt und rings von Bäumen umstanden ist, liegt wild durcheinandergeworfen und verstreut alles, was zur Ausstattung eines Stabes gehört. Die Gewehre, die Helme, die Mäntel, die Mützen liegen da — auch Matrosenmützen mit der polnischen Aufschrift „Kriegsmarine", armselige Pappdeckel —, Munition aller Art, Decken, die Sättel und das Zaumzeug der Pferde — Kisten mit den gesamten Akten und dem Schriftwechsel des Truppenteils, vom Wind über die verlassene Stätte verweht: fertig frankierte Briefumschläge mit Nachrichten an verschiedene Gemeinden, offenbar Gestellungsbefehle, die man noch absenden wollte, die der Schreibstubenfeldwebel eben fertig gemacht hatte — Instruktionsbücher, Stammrollen, dicke Bücher mit Listen und Verzeichnissen aller Art, Kartenmaterial — alles, alles! Funkelnagelneue Brieftaubenkörbe, zahllose Kisten mit Eierhandgranaten, vorzügliche Gasmasken englischer oder amerikanischer Herkunft, Aluminiumfeldflaschen auch ausländischer Herkunft, Tornister, Geräte — alles, alles! Im Hause auf dem großen Tisch liegt das Fleisch, das der Koch zum Schneiden bereit gelegt hatte — das Brot — Sanitätsmaterial, benutzte und unbenutzte Verbände — Privatfotos der einquartierten Offiziere — drinnen wie draußen ein unbeschreibliches Durcheinander!

Ich finde unter den Papieren das Einheitsblatt 12 (Lauenburg in Pommern) unserer deutschen Reichskarte, das auch das Gebiet um Neustadt mit umfaßt. Das Exemplar stammt, wie ein Stempel auf dem Umschlag kenntlich macht, aus einer polnischen Bibliothek in Danzig. Offenbar hat es der Verwalter dort ausgeliehen. Er hat aber nicht daran gedacht, die Karte wieder zurückzugeben. Eigenhändig hat er auf dem Blatt mit Rotstift die Grenze gegen Pommern nachgezogen und seinen eigenen Bezirk bei Bischkowitz schön sichtbar umrandet. Ein Zeichen, daß er gewillt war, die ausgeliehene Karte für seine eigenen Zwecke dauernd zu benutzen. Echt polnisch! Man behauptet, auf urpolnischem Gebiet zu sitzen und muß doch eine deutsche Karte gebrauchen, weil es keine polnische gibt und man auch gar nicht daran denkt, eine gleichwertige polnische herzustellen. Man leiht sich eine Karte aus der Bibliothek – wozu denn kaufen? –, und dann macht man in sie Einzeichnungen, als wenn es die eigene wäre. Man wird sie überhaupt behalten. Denn ist es wahrscheinlich, daß die Bibliothek „w Gdansku" den Verlust bemerken wird? — Polnische Wirtschaft schon im Frieden, nun durch die Kriegsereignisse zu einem wüsten Chaos gesteigert.

In der Mitte des verlassenen Lagerplatzes wird die wildromantische Verwüstung gekrönt durch eine umgestürzte Feldküche mit zwei toten Pferden davor. Sie sind offenbar im Wenden von Schüssen getroffen worden und zusammengebrochen und haben das Fahrzeug mit umgerissen.

Sonst ist alles geflüchtet. Ein panischer Schrecken muß die Soldaten und Offiziere ergriffen haben, daß sie sich auf die sattellosen Pferde stürzten und an nichts als Flucht dachten, so weit sie nicht schon im Kampfe fielen oder in Gefangenschaft gerieten. Ein fabrikneuer vollständiger Funkwagen, dessen Zähler erst einige wenige hundert Kilometer zeigte, war ebenfalls stehen gelassen worden und wurde von unsern Nachrichtern sofort abgefahren.

Auch in den Postenlöchern rings um den Platz ist alles zurückgeblieben. Da liegt noch die Scheibe Brot, die der polnische Soldat abgeschnitten, und das Messer daneben. Zum Essen ist er nicht mehr gekommen.

Unsere Bildreporter und Kameramänner arbeiten wie besessen. Das Ganze gibt gradezu mustergültig das Bild einer Hals über Kopf geflüchteten Soldateska ab und veranschaulicht im Kleinen, was der Führer bei Abschluß des Feldzuges in Polen über das Geschehen im Großen sagen konnte: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen".

Ein wenig erhöht liegen zwei ganz frische deutsche Soldatengräber, jedes mit Kreuz und Stahlhelm geschmückt: zwei Offiziere, von ihren Mannschaften noch im Vorgehen würdig bestattet.

Der schlichte Ernst der beiden Gräber steht dem polnischen Chaos gegenüber wie ein Mahnmal deutschen Soldatentums, deutscher Soldatenpflicht bis zum letzten.

*

Der Pole geht auf der ganzen Linie zurück. Noch am gleichen Tage wird Neustadt von den Pommern besetzt. Im Norden stoßen die Truppen bis Putzig durch und erreichen an der Putziger Wiek die Danziger Bucht. Damit ist Gdingen in einem geschlossenen Halbkreise von Land aus abgeschnürt. Abgeschnitten ist auch der Zugang zur Halbinsel Hela. Das Schicksal beider Plätze ist damit besiegelt, ihre endgültige Wegnahme nur eine Frage der Zeit.

Aber noch wehrt sich der Pole hartnäckig.

Was im Gesamtverlauf des Feldzuges zu beobachten war, das zeigte sich auch hier auf beschränktem Abschnitt. Die Bewegungen im Großen entbehrten auf polnischer Seite jeder einsichtigen Planung, die Führung der Truppe war kopflos, die Organisation — wie der Führer sagte — „polnisch". Aber

einmal in die Enge getrieben, hielt der polnische Soldat selbst auf verlorenem Posten hartnäckig aus. Es hatte den Anschein, als ob erst in dem Augenblick, da es seinem beschränkten Kopfe möglich wurde, die Lage zu übersehen, bei ihm der angeborene Fanatismus sich entzündete und er nun Widerstand leistete, als es zu spät und die Aussicht auf Erfolg gleich null war.

Dieses Verhalten der Polen forderte von unsern Soldaten noch in letzter Stunde Blutopfer, die um so kostbarer und schmerzlicher waren, als sie angesichts des sicheren Sieges gebracht werden mußten.

In Neustadt

Am Tage drauf statteten wir dem befreiten Neustadt einen Besuch ab. Zugleich wollten wir versuchen, von dort aus auf Gdingen vorzudringen. 11. September

Kolonnen bewegten sich auf allen Landstraßen des ehemaligen Korridors, Kolonnen zu Fuß, zu Pferde, motorisiert, Troß aller Art, Tankkolonnen, Baukompanien, Bäckereikolonnen, Sanitätskolonnen, Pferdelazarette, Verpflegungsämter — alles das, was zum Nachschub gehört, der ganze, vielverzweigte Riesenapparat, der nötig ist, um die kämpfende Front kampfkräftig zu erhalten. Kolonnen, Kolonnen, Kolonnen. Marschsäulen, endlose Schlangen, die in das Straßennetz einströmen wie Blut in das Adersystem und das abseitig dämmernde Land mit dem Pulsschlag des Krieges beleben.

Es rauchen die Wege vom Staub der unablässig mahlenden Räder.

Man staunt immer wieder, wenn man dieses aus unzähligen Einheiten bestehende Gefüge nach einem unbekannten Plane abrollen sieht. Daß jeder weiß, wo er zu fahren hat, wohin er gehört, wo man ihn erwartet — daß alles seinen Platz findet, keins das andere stört — daß diese große allgemeine Bewegung in einem unaufhörlichen, nie stockenden Fluß bleibt und schließlich jede Formation da zur Verfügung steht, wo sie gebraucht wird, zur rechten Stunde, am rechten

Platz – welche Organisation gehört dazu! Und dabei ist es nur eine verhältnismäßig kleine Heeresgruppe, deren Einsatz wir erleben.

So wie hier, so vollzieht sich der gleiche zügige Vormarsch von Hunderttausenden von Männern, von Wagen, von Pferden, von Waffen, von Munition und Ausrüstung vervielfacht auf allen Abschnitten des Kriegsschauplatzes. Dies sich im ganzen anschaulich vorzustellen, geht fast über menschliche Auffassungskraft. Es ist auch nicht nötig. Es genügt dem Soldaten zu wissen, daß jeder einzelne der Millionenarmee wie ein winziges Rädchen einer Riesenmaschine mit allen andern durch sinnvoll gewollte Anordnung verbunden und verzahnt ist. Das gibt ihm das Gefühl der ruhigen Zuversicht und Geborgenheit.

Der Soldat denkt nicht darüber nach. Aber er verspürt es an sich selbst: die Sache funktioniert! Niemand ist vergessen, keiner allein. Für alles ist gesorgt. Auch dafür, und vor allem dafür, daß jeder weiß, was er stündlich zu tun und zu lassen hat.

Nichts anderes braucht den Soldaten, der marschiert, zu kümmern als: den Befehl auszuführen, den er erhalten hat. Das ist das einfache Prinzip der großen Kriegsmaschine. Jedes ihrer Millionen Rädchen schlägt, bildlich gesprochen, nach jeder Umdrehung zum Zeichen, daß es klappt, ein Signalglöckchen an: wenn alle Glöckchen regelmäßig klingen, ist die Maschine in Ordnung und arbeitet pausenlos mit höchster Wirkung, ein wahres Perpetuum mobile, gespeist von der unerschöpflichen Lebenskraft der Nation. Die Signalglöckchen, vom Bild in die Wirklichkeit übersetzt, sind die vielhunderttausendmal am Tage wiederholte stolze Soldatenmeldung: „Befehl ausgeführt!".

Auf der gleichen Straße wie am Vortage, den schönen Forst von Schloß Neustadt durchquerend, der schluchtenreich und anmutig bewegt fast wie eine Mittelgebirgslandschaft

wirkt, erreichten wir zur Mittagsstunde das, was auf den polnischen Wegweisern als „Wejherowo" bezeichnet war. Es war unser gutes Neustadt, die saubere kleine deutsche Stadt in der Niederung der Rheda. Seit gestern war sie wieder deutsch. Seit gestern sah man nun auch, wie viele Deutsche noch in ihr wohnten und dem Terror der Polen standgehalten hatten: deutsch war die Apotheke, deutsch waren die Läden am Markt, die stolz ihre Hakenkreuzfahnen zeigten, deutsch war der Gasthof am Bahnhof und so manches andere Haus in der Stadt.

Auch vom Rathaus am Marktplatz wehte die Hakenkreuzfahne, denn schon begannen die neuen deutschen Amtsstellen zu arbeiten. Alle polnischen Behörden hatten bei Nacht und Nebel zusammen mit den abrückenden Truppen die Stadt verlassen. Sie ahnten wohl, daß sie hier auf ewige Zeiten nichts mehr zu suchen hatten. Auch trieb das schlechte Gewissen sie von dannen. Denn sie konnten voraussehen, daß man von ihnen Rechenschaft fordern würde über das Schicksal der deutschen Männer, die sie hatten verhaften und abtransportieren lassen, ohne den geringsten Grund dafür zu haben.

So war Anlaß genug, alles Polnische, was in der Stadt verblieben war, auf Herz und Nieren zu prüfen und streng zu sichten. Vor dem Rathaus standen die Gruppen der Polen und warteten auf die Kontrolle ihrer Papiere.

Kolonnen von Fahrzeugen fuhren auf dem Marktplatz auf oder rollten ab. Ganz Neustadt steckte voller Truppen. Im Schloß lag der Stab der pommerschen Landwehrdivision. Hier befand sich das Hauptquartier aller von Westen gegen Gdingen und Hela angesetzten Truppen, die von General Kaupisch befehligt wurden. Grade traf die Meldung ein, daß leichte Seestreitkräfte Großendorf und seine Hafenanlagen im westlichen Teil der Halbinsel Hela in Besitz genommen hatten. So war also dort, wo der lange Arm Helas aus dem Fest-

lande vorspringt, die Verbindung der Kriegsmarine mit unsern an die Putziger Wiek gelangten Truppen hergestellt. Was die Front vor Neustadt betraf, so hatten die Vorhuten, im Tal der Rheda vorgehend, den Ort Rheda erreicht und waren im Begriff, die Höhen, die die Niederung zur See hin beherrschen, zu besetzen. Aber noch war die Lage nicht geklärt genug, um unsern Einsatz zu rechtfertigen. So hatten wir zunächst abzuwarten.

Wie wir es schon in Preußisch-Stargard erlebt hatten, so waren auch in Neustadt die Deutschen von der Tatsache, daß sie nun endlich frei von polnischer Herrschaft waren, so ergriffen, so überwältigt, so freudig erschreckt, daß sie die volle Tragweite in der Wendung ihres Schicksals noch kaum zu erfassen vermochten. Es war also endgültig vorbei mit den täglichen Drohungen, den täglichen Drangsalierungen, den täglichen Zurücksetzungen, den Verunglimpfungen, den Schädigungen, die sie zwanzig Jahre lang hatten erdulden müssen?!

Insbesondere diejenigen, die die Besitzergreifung durch die Polen im Jahre 1919 mit dem Verständnis des reiferen Alters durchgemacht hatten und dann die ganze Not der Unterdrückung zwanzig Jahre lang auskosten mußten, die inzwischen alt und fast verzagt geworden waren, sie vermochten dem großen Glück noch kaum zu trauen.

Wir sprachen mit zwei deutschen Frauen, die Inhaberinnen eines Weißwarengeschäftes am Markt waren. Sie hatten das Geschäft schon 1919 geführt, als die Polen kamen. Sie waren geblieben und hatten ausgehalten. Man hatte versucht, sie wirtschaftlich zu ruinieren. Die neu zugezogenen polnischen Kreise hatten zum Boykott aller deutschen Kaufleute aufgefordert und auch die alten eingesessenen polnischen Kunden, die bisher bei ihnen gekauft hatten, dazu gezwungen. Es gab zwar kein polnisches Geschäft ihrer Art. Aber man hatte erklärt: Wartet, in Kürze wird ein neues polnisches Warenhaus eröffnet werden, da werdet ihr alles besser und billiger be-



Gdingen wird genommen

Die vordersten Spitzen der deutschen Truppen dringen in die Stadt ein



Panzer-Abwehrkanonen gehen in Stellung



Der Rundfunk nimmt die Übergabeverhandlungen auf

Mit Mikrophon Intendant Boese



Das Gebäude der Stadtverwaltung von Gdingen wird besetzt

kommen als bei den Deutschen. Nach einiger Zeit war das polnische Warenhaus da. Bald stellte sich heraus, daß man dort kaum billiger, dafür aber viel schlechter kaufte als bei unsern deutschen Landsleuten. Was geschah? Allmählich kamen die polnischen Kunden zu ihnen zurück!

Der gute Ruf des deutschen Geschäftes hatte über die Machenschaften polnischer Schaumschlägerei gesiegt. Aber ständig schwebte über beiden Frauen die Sorge, daß man ihnen mit einem Willkürakt das Geschäft schließen, die Existenz wieder vernichten würde, nur aus dem Grunde, weil sie Deutsche waren und als Deutsche Erfolg hatten.

Nun war mit einem Schlage alles verwandelt. Nach deutschen Geschäften fragten die deutschen Soldaten, die deutschen Beamten, die in die Stadt kamen. Das polnische Warenhaus, das natürlich einem Juden gehört hatte, war geschlossen, die ganze Zeit der polnischen Jahre wie ein wüster Traum, ein nächtlicher Alpdruck vergangen.

Auf dem Marktplatz, in der Sonne, hatte sich eine Art Lagerleben der rastenden Kolonnen entwickelt. Die Pferde wurden gefüttert und getränkt. Feldpostkarten wurden geschrieben, denn ein fahrbares Postamt war eingetroffen. Der versäumte Schlaf der Nacht nachgeholt. Die Wärme des Mittags macht müde, und das aus der Feldküche empfangene Essen will verdaut werden.

Da blitzt es in den Lüften über der Front auf. Polnische Flak schießt. Alles starrt in den Himmel und sucht unsere Flieger. Zwei, drei Aufklärer sind es, die immer wieder in kühnen Sturzflügen und steilen Kurven über dem Feinde ihr Spiel treiben. Es scheint wirklich ein Spiel, wie sie sich mit der Flak herumbalgen, Höhe gewinnen, um die Schüsse nach oben zu locken, und dann jäh herabbrausen, um im Tiefflug genaue Aufnahmen und Beobachtungen zu machen. Das geht eine ganze Weile. Der Pole schießt hoffnungslos daneben. Unsere Flieger schnurren schließlich sehr befriedigt ab.

Weniger befriedigt sind wir, die wir am Nachmittag nach Danzig zurückkehren, ohne die Front bei Rheda gesehen zu haben. Wir hatten uns den militärischen Erfordernissen der Lage zu fügen, die den Einsatz unserer Kolonne mit ihren recht auffälligen Fahrzeugen auf den Höhen noch nicht zuließ. Für uns entstand die Frage, ob wir das wichtige Ereignis der Einnahme von Gdingen, das nahe bevorstand, von dieser Seite her, also von Nordwesten, oder von Danzig her, von Süden, mitmachen sollten. Es schien zunächst, als ob die Landwehrdivision den Danziger Formationen zuvorkommen würde.

12. September Der nächste Tag belehrte uns aber eines Besseren. Die Berichterstatterkolonne rückte noch einmal über Neustadt an und gelangte nun über Rheda auf die Höhen am Rande der Putziger Kämpe. Mit Kämpe bezeichnet man hier hochgelegene Plateaus, die sich zwischen niedrigem Sumpfland an die Seeküste vorschieben. Die Putziger Kämpe, zwischen der Rheda und Putzig, war bereits von unseren Truppen besetzt. Die Niederung der Rheda aber, das Brück'sche Bruch, ein fast unwegsames Schwemmland, erwies sich als ein schwer zu überwindendes Hindernis. Hinter dem Bruch liegt die Oxhöfter Kämpe mit steilen, zum Teil bewaldeten Rändern inselartig zwischen Sumpf und See, ein von Natur für die Verteidigung ganz hervorragend geeignetes Gelände.

Dorthin hatten sich die Polen zurückgezogen. Sie beherrschten von den Höhen, die bis zu 80 Meter und darüber ansteigen, den nur wenige Meter über dem Meeresspiegel liegenden Sumpfgürtel vollständig und konnten sämtliche Zugangswege einsehen. Wenn man das Gelände kennt, wird man sich nicht wundern, daß es den Polen möglich war, hier so lange auszuhalten. Zudem hatten sie die natürliche Gunst ihrer Stellung durch die Anlage von Bunkern und Feldbefestigungen noch verstärkt. Zwölftausend Mann — alles, was sich aus dem nördlichen Korridor hierher gerettet

hatte — standen dem polnischen Befehlshaber zur Verfügung!

Dennoch zögerte unsere Landwehr keinen Augenblick, den Angriff weiter vorzutragen. Wir sahen sie in den moorigen Wiesen vorgehen, der Sicht des Feindes preisgegeben. Mit der Schulung und Erfahrung des Frontsoldaten des Weltkrieges arbeiteten sie sich im feindlichen Feuer Schritt für Schritt, Sprung für Sprung an den Höhenrand heran. Dunkelbraune Erdfontänen stiegen aus dem Bruch auf — die Einschläge der polnischen Granaten. Manchmal schluckte der schwammige Boden die platzenden Geschosse weg, als wenn er sie verschlingen wollte. Und er verschlang sie tatsächlich auch, so daß mitunter nur eine böse glucksende Blase im Moor verpuffte. Auch die Straße, die von Rheda nach Gdingen führt, lag unter feindlichem Beschuß. Die außerordentliche Schwierigkeit des Geländes mußte den Vormarsch an dieser Stelle hinzögern. Es war nun klar, daß die Einnahme von Gdingen nicht von dieser Seite, sondern von Zoppot her erfolgen würde.

Am Vorabend der Übergabe

Die Front um Gdingen war immer kürzer geworden.

Da die Polen mit ihrer Hauptmasse weniger auf die Stadt selbst, als auf das befestigte Gelände nördlich von ihr, bei Oxhöft, zurückgingen, verschob sich die Angriffsrichtung der pommerschen Division weiter nach Norden. Der Abschnitt von Gdingen fiel damit ganz den Danziger Kontingenten zu, die jetzt in einem Halbkreise von Süden nach Westen um die Stadt standen.

Der entscheidende Stoß sollte aus der Richtung erfolgen, wo er von gradezu symbolischer Bedeutung war, nämlich auf der kürzesten Linie von Danzig auf Gdingen zu, längs der Straße, die mit der Großen Allee in Langfuhr, der Hindenburg-Allee, beginnt und über Oliva—Zoppot nach Norden führt. Mit dieser Straße verband sich für Danzig eine schmerzliche Erinnerung. Auf ihr hatten vor 20 Jahren die letzten deutschen Bataillone Danzig verlassen. Einer, der dabei war, schreibt:

„Der Abschied der deutschen Truppen offenbarte so recht erst, wie eng wir mit Deutschland verwachsen waren; es war, wie wenn man der Mutter das Kind aus den Armen reißt. Wir sahen die letzte Parade am Rathaus vorbeiziehen; noch einmal der deutsche Parademarsch, noch einmal der straffe Marschtritt deutscher Soldaten — und dann war es vorbei,

und wir erlebten den Auszug des letzten Bataillons. Wir gaben ihm das letzte Geleit vom Rathaus bis zum Olivaer Tor, und unsere Augen wurden feucht, als wir von der Höhe der Irrgartenbrücke die letzten Helme und Bajonette einschwenken sahen in die Große Allee. Jener Tag wird uns unvergeßlich bleiben."

Nun war die gleiche Straße zur Vormarschstraße auf Gdingen geworden — Gdingen, das von den Polen wie eine Treibhauspflanze künstlich aufgezogen war und mit tückischen Schlingwurzeln Danzig, den alten kernigen, festgewurzelten Baum zu Fall bringen sollte. Jedermann wird den Stolz verstehen, der es den Danzigern zur Pflicht machte, die Sache mit Gdingen, wenn möglich, allein und ohne Hilfe der deutschen Wehrmacht zu erledigen.

Gdingen gegen Danzig! Das war der Kampfruf der Polen gewesen. Die neue Hafenstadt sollte nach ihrem Willen die wirtschaftliche Zwingburg sein, mit der sie Danzigs Handel und Wirtschaft, seinen Seeverkehr und seine Seegeltung tödlich zu treffen gedachten. War die Besetzung der Westerplatte ein brutaler Faustschlag gewesen, so bedeutete Gdingen den heimtückischen Versuch, Danzig langsam abzuwürgen, um sich selber die beherrschende Seestellung der alten deutschen Hansestadt anzueignen.

Damit wurde nun Schluß gemacht. Jetzt hieß es: Danzig gegen Gdingen!

In Gdingen als Sieger einzuziehen, die Zwingburg zu brechen und dem fremden Element, das sich widerrechtlich dort festgesetzt hatte, zu zeigen, wer von Natur und Geschichte zum Herrn der Danziger Bucht bestimmt war — das mußte den Danziger Formationen eine stolze Genugtuung sein.

So waltete eine tiefe sinnvolle Gerechtigkeit in dem Umstand, daß es die Zweckmäßigkeit der militärischen Lage erlaubte, für die Einnahme Gdingens vorwiegend Danziger Kräfte einzusetzen. Auch wir waren erfreut, daß wir unsern

Danziger Kameraden treu bleiben durften, insbesondere dem Regiment der Landespolizei, das für den Vormarsch bestimmt war und dessen Kämpfe an der Zoppoter Front wir begleitet hatten.

*

13. September Im Laufe des 13. September stellte man vor unsern Linien bei Zoppot fest, daß der Gegner offenbar seine Stellungen zurückverlegte. Für den Nachmittag wurde daher das Vorgehen von Spähtrupps und Sicherungen befohlen, gleichzeitig das Regiment bereitgehalten, den Vormarsch auf Gdingen anzutreten.

Auch wir wurden alarmiert und trafen nachmittags beim Regimentsstab ein, der seinen Gefechtsstand im Bürgerschützenhaus nahe der Waldoper hatte. Der Pole war, wie es schien, darüber unterrichtet, denn er hatte ein paarmal mit Granaten hergeschossen. Die Fahrzeuge mußten sorgsam getarnt unter den Bäumen des hier beginnenden Waldes aufgestellt werden. Es war derselbe Wald, durch den noch vor kurzem die weihevollen Klänge der Richard-Wagner-Festspiele gezogen waren.

Der Regimentsstab war im Begriff, einzupacken und seinen Gefechtsstand vorzuverlegen. Der Augenblick, auf den man fast vierzehn Tage gewartet hatte, war da. Es ging vorwärts. Wir folgten zunächst bis zur Schule von Steinfließ, wo wir in dem uns schon bekannten Gelände den endgültigen Befehl zum Vorrücken abzuwarten hatten. Alle Posten und Sicherungen, die auf den Hügeln rechts und links der Straße noch in den alten Stellungen lagen, machten sich fertig zum Abmarsch. Der allgemeine Drang nach vorwärts und der Wunsch, dabei zu sein, sprang von Mann zu Mann über. Es war ein Rüsten, ein Sprungbereitsein; man konnte kaum den Befehl erwarten, der alles in Bewegung setzen sollte.

Endlich war es so weit. Wir passierten das Zollhaus und

erreichten die Höhen, auf denen uns bisher die Polen gegenübergelegen hatten. Sie waren frei vom Feinde. Dicht vor Koliebken fanden wir den Gefechtsstand des vorgehenden Spitzenbataillons. Bahn und Straße nach Gdingen durchschneiden hier, nebeneinander laufend, den Hügelzug, beiderseits von Böschungen eingefaßt. Zur Rechten schließt die niedrige Mauer eines Dorffriedhofs die Böschung oben ab, überragt vom Türmchen einer Fachwerkkirche, die zwischen alten Bäumen ganz verwittert und vergessen steht. Die Ziegel ihres Daches sind durch Erschütterungen von Granateinschlägen arg durcheinander gekommen, verrutscht, herabgefallen und zerschlagen. Altersschwach und zermürbt, ist es ein Wunder, daß sie diese Tage überstand. Auf der gegenüberliegenden Seite steigt die Böschung besonders hoch an, eine Treppe führt zu dem oben liegenden Bahnwärterhäuschen. Von dort bot sich ein ausgezeichneter Einblick in das Gelände vor uns, das unsere vorgehenden Kompanien im Begriff waren zu besetzen.

Mit uns trafen die Artilleriebeobachter ein, die sogleich die Geschütze heranziehen ließen. Eine Batterie Infanteriegeschütze hatte das Feuer schon zur Unterstützung unserer Infanteriespitzen eröffnet, schwieg aber bald wieder, da von vorn keine Anforderungen kamen. Ein großes Loch in der feindwärts gelegenen Wand des Bahnwärterhauses zeigte übrigens, daß der Pole die Bedeutung dieses Punktes erkannt und schon mit Granaten herübergeschossen hatte.

Die Beobachtung von hier oben rief die Zeiten eines Feldherrnhügels zurück. Mit bloßem Auge und in weiterer Entfernung mit dem Glas konnte man das Vorgehen unserer Infanterie bis in alle Einzelheiten verfolgen. Wir bauten unser Mikrophon auf, und ich schilderte, was sich vollzog.

Die Ortschaft Koliebken mit ihrem Gutsbezirk war bereits von den Schützenrudeln und MG-Trupps passiert, ohne daß feindliche Gegenwirkung stattgefunden hatte. Jetzt sah man

die kleinen Gruppen unserer Infanterie, immer vorsichtig am Straßenrand Deckung suchend, an die ersten Vorstädte von Gdingen herankommen, jenen zwischen Adlershorst und Klein-Katz sich erstreckenden Ortsteil, der bereits hohe, vierstöckige Mietskasernen zwischen niedrigen Landhäusern und älteren Bauernhöfen aufweist. Kein menschliches Wesen, weder Zivilist noch Soldat zeigte sich. Alles wie ausgestorben, Straßen und Häuser.

Mit größter Spannung sahen wir unsere Leute zwischen den hohen Bauten verschwinden. Es waren kritische Minuten: ein Feuerüberfall von dort versteckten Kommandos, und es wäre um sie geschehen gewesen.

In diesem Augenblick erschien bei uns General Eberhardt, um sich durch eigenen Augenschein vom Vorgehen der Truppe zu überzeugen. So war es also wirklich ein „Feldherrnhügel" geworden, das hochgelegene Fleckchen Erde mit dem Bahnwärterhäuschen vor Koliebken.

Eine fast aufregende absolute Stille herrschte. Für jeden Augenblick erwarteten wir das Losbrechen von Gewehrfeuer, Detonationen von Handgranaten, Kampflärm aus Klein-Katz.

Nichts geschah. Etwa zehn Minuten vergingen.

Da sieht man unsere Trupps wieder erscheinen. Rechts von Klein-Katz, aus der Ortschaft heraustretend, machen sie sich auf verschiedenen Wegen in guter Deckung, nach allen Seiten vorsichtig sichernd, an die Besteigung der Höhen von Hochredlau, die unser Blickfeld feindwärts abschließen. Unterhalb der Höhenkante erkennt man deutlich ausgehobene Erdstellungen der Polen, terrassenförmig angelegt. Wenn der Pole noch Widerstand vor Gdingen leisten will, dann muß es dort oben geschehen. Die Höhen beherrschen die Straße und das ganze Gelände zwischen der Straße und der See. Unmittelbar hinter den Höhen, unserer Sicht entzogen, beginnt die Stadt.

Die Höhen waren nicht besetzt, die vorzüglich angelegten Stellungen vom Feinde geräumt! Nachher, wenn man die Tatsachen kennt, sieht sich ein Unternehmen leicht und gefahrlos an, das in dem Augenblick, wo es stattfand, die ganze Unerschrockenheit und den einsatzbereiten Mut des rücksichtslosen Kämpfers erforderte. Denn nach menschlichem Ermessen mußten jene Höhen besetzt sein, wenn anders der Pole überhaupt noch an die Fortführung des Kampfes dachte. Und das tat er.

So erfüllte es uns auf unserm Beobachtungsposten alle, ob es der General, die Stabsoffiziere oder wir Berichterstatter waren, mit Bewunderung für die unaufhaltsam vordringenden Infanterietrupps. Die Rudel bewegten sich so vorzüglich gedeckt, daß wir oft Mühe hatten, sie im Gelände wiederzufinden. Hatten wir sie kurze Zeit aus dem Auge verloren und entdeckten wir sie dann mit dem Glas wieder, so hatten sie sicher einige weitere hundert Meter überwunden. Sie gönnten sich kaum einen Halt, kaum ein Verschnaufen. Jetzt waren sie dicht unterhalb der polnischen Erdstellungen, die sich hell vom Untergrund abhoben.

Da peitschten Schüsse durch die unwirkliche Stille. Alles fuhr zusammen. Also doch!?

Aber die Schüsse verhallen und keine weiteren folgen. Schon springen die ersten von unsern tapferen Männern in die untere polnische Stellung, laufen links und rechts im Graben entlang, Fühlung untereinander herstellend, steigen wieder aus dem Graben, weiter hinauf, erreichen die zweite Stellung, und schieben sich vorsichtig bis an die obere Hügelkante, — einer allen voran. Wir, die wir von hinten gegen das Abendlicht mit den Augen unsere Männer verfolgen, sehen deutlich den Kopf des liegenden Mannes sich am dunkeln Höhenrand wie einen kleinen Erdhaufen markieren.

Da erhebt er sich langsam und vorsichtig auf ein Knie. Er ist der erste von uns allen, der das lockende Ziel schaut.

Jetzt steht er auf zu voller Größe — übernatürlich groß gegen den Horizont als schwarzer Schattenriß erscheinend. Steht da oben auf der Höhe, angesichts der Stadt, der fremden, die ihm zu Füßen liegt, wie ein Monument, einen kurzen Augenblick lang. Dann duckt er sich nieder hinter den Höhenrand und winkt den Kameraden. Im Nu ist die Linie der Kuppen von unserer Infanterie besetzt. Der Regimentskommandeur kann dem General melden: „Befehl ausgeführt!"

Mit der Besetzung der Höhen war das heutige Angriffsziel erreicht. Die Dämmerung brach herein. Der Tag war trübe und bedeckt gewesen, zum ersten Male seit Wochen hatte es geregnet. Früher, als man es gewohnt war, begann das Tageslicht zu schwinden. Schneller aber auch, als erwartet, war die Truppe vorwärts gekommen.

Jetzt hielt es uns nicht mehr auf unserm rückwärtigen Beobachtungsstand. Zusammen mit dem Regimentskommandeur und den Artillerieoffizieren fuhren wir, nachdem die notdürftigsten Sicherungen standen, zu den vordersten Posten, vorbei an den nun nachrückenden Einheiten, die bestimmt waren, die dünne erste Linie aufzufüllen und sich für den weiteren Vormarsch bereitzustellen.

In Koliebken, das menschenleer war, hatten die Polen eine recht wirksame Straßensperre angelegt. Sie hatten die Brücke über das dortige Mühlenfließ zerstört, das Wasser außerdem angestaut und die oberen Zuflüsse geöffnet, so daß die Straße weithin überschwemmt war und die zerstörte Brückenstelle obendrein noch unter Wasser lag. Die Sperre mußte von allen Fahrzeugen auf einem Wirtschaftswege durch den Gutshof und den Garten über eine rückwärtige Brücke im Gutsbezirk umgangen werden. Der unbefestigte, glitschige Weg am Rande eines Teiches war im Nu zerfahren. Um ein Haar wären wir mit unserm Wagen in den Mühlenteich gerutscht. Die Mühle ist niedergebrannt, auch von den Nachbarhäusern stehen nur die Mauern.

Der Gutshof war völlig verlassen auch das Vieh und die Pferde abgetrieben. Phantastisch war das Bild, fast spukhaft, wie in der Abenddämmerung der tote Garten sich seltsam belebte, Reitertrupps, Maschinengewehrwagen, Autos mit Offizieren beinahe lautlos zwischen den herbstlichen Blumenbeeten, den Büschen und Bäumen und Hecken ihren Weg nahmen — eine wilde Jagd, von niemand gesehen, von niemand gehört.

Nach wenigen Minuten sind wir zwischen den Häusern von Klein-Katz. Hier stehen die ersten der von den Polen errichteten neuen Bauten, diese fremdartig wirkenden glattwandigen Riesenwürfel vierstöckiger Mietskasernen aus Eisenbeton; dazwischen kleinere Pensionshäuser, viele, die sich bis Adlershorst an die See ziehen — alles sehr wesenlos wirkend, ohne jede Beziehung zur Natur — ein Heuschreckenschwarm, der sich beutelüstern und freßgierig auf die schöne Landschaft geworfen hat. Im Augenblick, da wir den Ort passieren, kommen aus den Kellern die ersten Bewohner zum Vorschein, verschüchtert und sorgenvoll blickend, aber doch erleichtert, daß die Front über sie weggegangen, ohne wesentlichen Schaden zu hinterlassen. Fast alle Häuser sind wohlerhalten, nur ein Gutshof links der Straße ist zum Teil in Flammen aufgegangen. Die wenigen Deutschen, die sich verborgen gehalten hatten, winken nun unsern Truppen begeistert zu. Sie hatten es hier besonders schwer, wo das Polentum mit großer Übermacht angerückt war und die landfremden, hergeholten Massen sich mit allen Mitteln in den deutschen Boden gekrallt hatten, um dem größenwahnsinnigen Anspruch polnischer „Seegeltung" immer neue Nahrung zuzuführen.

Unsere vorgehenden Soldaten konnten sich nicht mit Begrüßungen aufhalten. Es galt scharf aufzupassen. Jedes Haus mußte durchsucht werden. Denn die Erfahrungen, die unsere Truppen mit der Hinterhältigkeit der polnischen

Bevölkerung gemacht hatten, forderten allerschärfste militärische Sicherstellung des besetzten Geländes.

Es zeigte sich, daß auch hier nur sehr wenige Einwohner zurückgeblieben waren, die meisten waren nach Gdingen geflüchtet. Die Leere und Verlassenheit um die großen Bauten, die die unmittelbare Nähe der Großstadt ankündigten, hatte etwas Lähmendes. Unwillkürlich erwartete man, daß von irgendwo das fremdartige, feindliche Leben hervorbrechen müsse, das sich hier so anmaßend niedergelassen hatte. Aber es blieb die tödliche Erstarrung, und nur unsere Soldaten, truppweise in losen Reihen oder Rudeln in Deckung der Häuser vorgehend, brachten Bewegung in das erstorbene Straßenbild.

An der Danziger Hauptstraße, die um die Hügel von Hochredlau in sanftem Bogen links herum führt, reihen sich in loser Folge Häuser, Fabrikanlagen, Schuppen für den Autobusverkehr, Werkstätten und ähnliches: Die eigentliche Stadt bleibt bis zuletzt durch einen quergelagerten Höhenzug verborgen.

Sind wir schon in Gdingen? So fragten sich die Soldaten, so fragten wir uns.

Links und rechts auf den Höhen tauchen Wohnhäuser auf: es ist der Rand der Stadt, den wir erreicht haben. An der großen Straßenkreuzung, wo von links die neue, von den Polen erbaute Landstraße aus dem Korridor auf die alte Danziger Straße mündet — hier erreicht auch die „Magistrale" das Weichbild der Stadt —, gibt es einen Halt. Mächtige Barrikaden aus Sand, Steinen, Betonröhren der Kanalisation, Eisenschienen und starken Wellblechen sperren sowohl die Zufahrt nach der Stadt wie die über die Höhe rechts führende Straße zur See. Es ist unmöglich, mit dem Fahrzeug weiter zu kommen, und überdies haben wir nun auch die vorderste Linie erreicht. Vor uns im Straßengraben liegen die Männer am lMG. Eine Pak wird lautlos auf

ihren Gummireifen herangeführt und nimmt die Kreuzung unter Bewachung. Auf den Höhen von Hochredlau nisten sich die von hinten herankommenden Verstärkungen ein. Auch am Bahndamm links und weiter nach dem Wald zu im Westen tauchen die deutschen Stahlhelme auf.

Bis dahin hat sich der Vormarsch unter fast unglaublicher Stille vollzogen. Jetzt donnern Motoren — aus Richtung Danzig nähert sich in großer Höhe eine Staffel deutscher Stukas! Es scheint, als ob sie südlich an uns vorbei ihren Kurs nehmen. Da kurven sie, setzen gleichzeitig zum Sturzflug an und kommen schnurgerade auf unsere Kreuzung heruntergeschossen. Verdammt noch mal! Jetzt sank uns doch das Herz in die Hose — vor den Polen nie, aber vor unsern deutschen Stukas. Denn die würden ihr Ziel treffen, das wußten wir. Und es sah verflucht so aus, als ob sie die große markante Straßenkreuzung, einen militärischen Punkt erster Ordnung, für ihre Bomben bestimmt hatten. Woher konnten sie wissen, daß unser Vormarsch schneller als angenommen vor sich gegangen und das Gelände schon vom Polen geräumt sei?

Ich weiß nicht, was jeder einzelne von uns in diesem Augenblick tat. Ich weiß nur, daß ich mich blitzschnell nach Deckung umsah und gleichzeitig bemerkte, daß es keine gab, denn die Kreuzung hatte zu ihren Seiten nur ansteigende Böschungen, keine Gräben, keine oder nur entfernte Häuser. Na, denn nicht, dachte ich, blieb stehen und — ssst! zischte keine Bombe, sondern eine Leuchtrakete unserer Infanteristen hoch, die nicht andere Gefühle hatten als wir, aber glücklicherweise imstande waren, unsere Flieger mit der weißen Leuchtkugel in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam zu machen, daß hier Deutsche lagen. Das genügte. Elegant wippten die Stukas im lautlosen Gleitflug über uns weg, um dann wie die Teufel Vollgas zu geben und dröhnend über Gdingen zu entschwinden. Keine Bombe fiel,

auch nicht über der Stadt. Wenn die Polen vernünftig genug waren, die Stadt durch rechtzeitige Räumung militärisch aufzugeben, dann sollte auch von unserer Seite nicht überflüssiger Schaden angerichtet werden.

Als die Stukas fort waren, trat wieder jene merkwürdige Stille ein, die für uns alle geradezu etwas Bedrückendes hatte. Wir waren nun in Gdingen — jedenfalls lag die Straße ins Innere der Stadt frei vor uns —, wir hatten schon die Vorstadtviertel besetzt — aber noch war eigentlich nichts zu fassen vom Feinde und von der feindlichen Bevölkerung. Das wich alles vor uns zurück wie Nebel, in den man hineinschreitet, und stellte sich neu als Nebelwand mit neuen Rätseln vor uns auf.

Wo war denn Gdingen? Wir sahen nur eine Straße, aber keine Stadt. Wo waren die Bewohner? Hier war alles verlassen. Aber irgendwo mußten sie doch stecken. Wo waren die polnischen Truppen? Wir merkten gar nichts mehr von ihnen, und mußten doch darauf gefaßt sein, daß sie hinter jedem Hause, hinter jeder Sperre mit Maschinengewehren, mit Paks und Infanteriegeschützen saßen, um uns zu überfallen —, von zurückgelassenen Minenfeldern ganz zu schweigen.

Dazu wurde es dunkel. Der trübe Tag ging rasch zu Ende. Die Nacht verbot jeden weiteren Schritt ins Ungewisse. So kam Befehl, daß die Truppe die erreichten Stellungen zu halten und morgen früh für den weiteren Vormarsch bereit zu sein habe. Wir machten kehrt und fuhren zurück. Schon waren Pioniere dabei, die Straßensperren zu beseitigen. Schon rückten von rückwärts die Feldküchen, die Munitionswagen, die Stäbe heran. „Sind wir schon drin?" wurden wir immer wieder gefragt. „Morgen früh ist es so weit", riefen wir.

Morgen früh ist Gdingen unser! Damit gingen die Danziger an diesem Abend schlafen. Eine große tiefe Beruhigung kam über Danzig.

Wie mag es an diesem Abend in Gdingen ausgesehen haben? Bemerkte man den eiligen, heimlichen Rückzug der eigenen Truppen? Begriff man, daß der letzte Tag eines polnischen Großhafens an der Ostsee zu Ende gegangen war und nie wieder einer kommen würde? Daß der Wunschtraum polnischer Seegeltung — ein Wahn mehr als ein Traum — endgültig ausgeträumt war?

An diesem Abend noch, so erzählten uns später polnische Einwohner, wagte die polnische Propaganda das Gerücht zu verbreiten, morgen würde die englische Flotte in der Danziger Bucht erscheinen, und dann wäre es mit den Deutschen vorbei. Und die in Unwissenheit gehaltene Bevölkerung hat es wohl gar geglaubt, in ihrer hilflosen Abgeschnittenheit von aller Welt noch einmal auf diesen letzten Trost gebaut, der die erste und letzte Weisheit ihrer verblendeten Regierung war: Englands Hilfe!

Morgen also würde es so weit sein, in letzter Stunde, aber noch nicht zu spät: dann würde das große England sein Versprechen einlösen, mit seinen Schlachtschiffen in die Danziger Bucht rauschen und Polen, sein liebstes Kind, von der bösen Nachbarschaft der Deutschen befreien, dieser unangenehmen Deutschen, vor denen man immer ein schlechtes Gewissen hatte, weil man genau wußte, wie heimtückisch und falsch man ihnen gegenüber gehandelt hatte.

Nur eine Nacht noch!

Gdingen ist unser!

Nur eine Nacht noch!

Dann kamen die Deutschen.

14. September Es war eine stockfinstere, nasse und kalte Nacht. Kaum die Hand war vor Augen zu sehen, als wir, noch bevor der Morgen graute, aus Danzig zur Front aufbrachen. Fröstelnd saßen wir in unserm offenen Wagen, in Mäntel gehüllt, den Stahlhelm auf dem Kopf, den Karabiner zwischen den Knien. Schlaftrunken hielten wir das kühle Eisen in den klammen Händen. So fuhren wir durch die Große Allee. Hinter uns unser getreuer Schatten, der Rundfunkwagen mit den Technikern.

In schneller Fahrt ging es durch Zoppot. Wir überholten Artillerie, die ihre Stellungen nach vorn verlegte. Koliebken kam. Schon war die Sperre einigermaßen gangbar. Arbeitsdienst war herantransportiert worden und bemühte sich, das Wasser abzuleiten und die Brückenstelle passierbar zu machen.

Die erste schwache Morgendämmerung war da, als wir die Straßenkreuzung erreichten, wo unsere Infanterietrupps sich fertig machten, um in die Stadt einzudringen.

Als die Sicht gut genug war, traten sie an. Es mochte fünf Uhr oder noch früher sein.

In Reihen und Rudeln gehen die lMG-Trupps und die Schützengruppen vor, Spähtrupps sichern auf dem Gelände



Gdingen ist unser!

Die deutschen Truppen in der Marschall-Pilsudski-Straße, der heutigen Hindenburgstraße im deutschen Gotenhafen



Der Führer hält ſeinen Einzug in das befreite Danzig



Großadmiral Raeder beſichtigt in Neufahrwaſſer
die an der Einnahme der Weſterplatte beteiligten Marinetruppen
Im Hintergrund die „Schleswig-Holſtein"

zwischen den Wegen. Schußfertig halten sie die Gewehre, wurfbereit die Handgranaten. Ihre Augen sind überall, ihre Gesichtszüge gespannt von der jägermäßigen Aufmerksamkeit, mit der sie sich vorwärtspürschen, sichern und entschlossen weitergehen.

Wir schließen uns ihnen an. Die breite gepflasterte Straße vor uns ist leer. Immer noch wechseln an ihren Rändern Stücke freien Feldes mit niedrigen Häusern ab, deren ländliches Bild durch unvermittelt dastehende Eisenbetonriesenkästen, die bis fünf, sechs Stockwerke haben, unterbrochen wird. Wir haben nicht das Gefühl, schon in der Stadt zu sein. Es mutet unsere Soldaten fremd und völlig sinnlos an, dies Gemengsel von Natur und Stadt, von klein und groß, von armseliger Hütte und anspruchsvollem Hochhaus modernster Prägung.

Allmählich schieben sich die Fronten der Häuser enger zusammen, aber immer bleiben die charakteristischen Baulücken mit den nackten kahlen Wänden der fensterlosen Brandmauern zu ihren Seiten, dies chaotische bruchstückhafte Beieinander von Steinwürfeln, das keine Ordnung nach einheitlichem Stadtplan erkennen läßt. Es sind gerade Linien, die sich rechtwinklig schneiden — kein Anfang, kein Ende, kein Kern, keine Form — Straßen, mit dem Lineal gezogen und auf dem Reißbrett in den Plan der Landschaft eingetragen — ganz ähnlich gestaltlos, wie die traurige Stadtöde von Lodsch auf den Besucher wirkt, nur daß hier in Gdingen der amerikanische Modernismus der Eisenbetonbauweise die Großspurigkeit und Uferlosigkeit des polnischen Unterfangens besonders abstoßend aufzeigt. Eine durch und durch künstliche, ohne Fähigkeit zur lebendigen Gestaltung konstruierte Anhäufung von Häusern und Straßen, die noch unangenehmer wirken müßte, wenn die Straßen alle durchweg bebaut wären. Unfertig, wie die meisten Straßen noch sind, lassen sie wenigstens die Landschaft durchblicken — und die reiz-

volle Hügellage an der See kann sogar durch den polnischen Unverstand dieser Gründung nicht ganz verdorben werden.

Schläft die Stadt noch? Dann dürfte es eine peinliche Überraschung beim Erwachen geben. Man sieht keinen Menschen. Aber hinter den Fenstern wird doch hin und wieder eine Bewegung bemerkbar. Man hält sich verborgen. Man wartet ab. Wie alles ruhig bleibt, rücken wir schneller vor. Straßensperren müssen überwunden werden, die immer wieder quer über den Fahrdamm gebaut sind. Alle Straßenabzweigungen werden besetzt. Paks aufgefahren.

Quergelagert zur Danziger Hauptstraße öffnet sich nach rechts zur See hin eine breite, platzartige Promenade. Es ist die Marschall-Pilsudski-Straße, noch am Rande der eigentlichen Stadt gelegen, aber als künftiges Stadtforum, wenn man überhaupt einen solchen Begriff hier anwenden kann, gedacht. An der Ecke liegt der mächtige glattwandige Kasten des städtischen Verwaltungsgebäudes, fünfstöckig, mit einer Fensterfront von sechzehn Achsen. Der hohe, von vielen Glastüren und -scheiben gebildete Haupteingang ist mit Sandsackpackungen und Balkenwerk schwer verrammelt und geschützt.

Hier hat sich der Kommandant der „Bürgerwehr" von Gdingen eingefunden, einer Organisation der Einwohner, die den Sicherheitsdienst in der Stadt nach Abzug der Truppen übernommen hatte. Er erklärt sich als bevollmächtigt, im Namen der Bürgerschaft die Stadt zu übergeben. Nach seinen Angaben ist Gdingen von polnischen Truppen geräumt. Unsererseits führt der Kommandeur des einrückenden Regiments, Oberst Krappe, die Verhandlungen. Sie sind darauf abgestellt, unsern Soldaten jedes unnötige Blutopfer zu ersparen und der Stadt den Übergang in deutsche Hand zu erleichtern. Zwischenfälle, die die Lage verschärfen könnten, sollen von vornherein unmöglich gemacht werden. Deshalb wird, bevor unsere Abteilungen weiter vorrücken, zunächst gefordert, daß hundert angesehene Bürger der Stadt als

Geiseln auf dem Stadthaus zu erscheinen haben. Sie haften dafür, daß die Angabe von der Räumung der Stadt stimmt und daß unsern Truppen bei der Besetzung kein Haar gekrümmt wird.

Es beginnt nun ein lebhaftes Hin und Her bei den Polen, die verlangten hundert Geiseln zusammenzuholen. Einige Funktionäre der Bürgerwehr fahren mit Autos in die Stadt und schaffen die Ausgewählten schubweise herbei. Inzwischen meldet sich auch der Hafendirektor bei unserm Regimentsstab und gibt Auskunft über die Lage im Hafen. Er erklärt, daß der Handelshafen vollständig frei sei. Die polnischen Truppen hielten nur noch den getrennt von der Stadt liegenden Kriegshafen bei Oxhöft in Besitz.

Wo stecken überhaupt die Truppen? Sie haben die Stadt in nördlicher Richtung verlassen und sich auf den Höhen bei Oxhöft gesammelt, um dort weiter Widerstand zu leisten. Die Stadt wird von ihnen nicht beschossen, auch nachdem sie in unsere Hand gefallen ist. Das ganze Verhalten der Polen in Gdingen sticht vorteilhaft von dem unsinnigen Widerstand ab, den der Kommandant von Warschau glaubte leisten zu müssen. Durch das rechtzeitige Zurückgehen der Truppen wurde die Zivilbevölkerung vor großem Schaden bewahrt und auch die Stadt selbst vor Zerstörungen geschützt.

Allmählich treffen die Geiseln ein. Man sieht den meisten an, daß sie auf den Augenblick des Einmarsches der deutschen Truppen vorbereitet waren – oder sollten auch sie, die Vertreter der Intelligenz, auf die englische Flotte zur Begrüßung gewartet haben?

Als nach fast einer Stunde noch nicht alle Geiseln vollzählig da sind, entschuldigt sich der Bürgerwehrkommandant mit den Worten: „Es ist noch so früh am Morgen. Die Herren schlafen noch." Auf diese, allen Ernstes vorgebrachte Bemerkung konnten unsere Offiziere, die eine erstaunliche Geduld zeigten, nur mit einem malitiösen Lächeln ant-

worten. Das glaubte der Herr Bürgerwehrkommandant doch wohl selber nicht. Wer an diesem Morgen des 14. September in Gdingen ruhig in den Federn lag und den lieben Gott und die Deutschen einen braven Mann sein ließ, der mußte wirklich ein erstaunlich dickes Fell haben. In Wirklichkeit war wohl auch kaum jemand in der Stadt nicht schon seit frühester Morgenstunde auf den Beinen und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Das zeigte sich, als die zunächst bis zur Pilsudski-Straße vorgerückten Truppen hier stehen blieben und die Verhandlungen begannen. In der Zwischenzeit belebte sich das Bild der Stadt, das erst so tot schien, immer mehr. Da das Betreten der Straßen, so lange die Truppen kriegsmäßig vorgingen, nicht ratsam war, sah man zunächst lediglich die Balkone und Fenster sich bevölkern. Die leeren Straßen und die mit schweigenden Menschen besetzten Fensterfronten machten einen ganz eigentümlichen Eindruck.

Vor allem die Frauen blickten neugierig und musternd auf die einmarschierten Deutschen. Sie standen in Hosen, Pyjamas oder Trainingsanzügen zigarettenrauchend an der Brüstung der Balkone und erweckten mit nur flüchtig zurecht gemachtem Haar nicht gerade einen sehr ordentlichen Eindruck. Das schien sie aber wenig zu kümmern. Sie waren es nicht anders gewohnt. Unsere Soldaten sahen spöttisch herauf und dachten nur eins: „Polnische Wirtschaft!" So stand man sich, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, gegenüber.

Es war eine Stunde des Zwischenstadiums, alle Dinge waren in der Schwebe. Das ist eine Lage, die der kämpfende Soldat nicht besonders schätzt. Ein Ding zwischen Krieg und Frieden, nicht Fisch noch Fleisch.

Zum Teil war die Stadt von uns besetzt — zum Teil war sie es nicht. Hier kommandierte bereits die deutsche Militärbehörde — dort waren noch die polnischen Organe im Amt. Sie, die Polen, warteten auf den Einmarsch der deutschen

Truppen — wir auf die Ankunft der Geiseln. Die Kompanien, die sich auf dem Platz sammelten, standen mit kriegsmäßiger Sicherung und harrten der Befehle zum Weitermarsch — die Einwohner, ihrem neuen ungewissen Schicksal entgegensehend, starrten auf die Soldaten und gaben sich mit echt slawischer Resignation der Dumpfheit der Stunde hin. In der Stadt, auch in dem von uns noch nicht besetzten Inneren, herrschte vollkommene Ruhe. Die frühe Morgenstunde mit ihrer Kühle, ihrer trüben Nässe machte melancholisch.

Da krachte es los: Rums, rums, rums — rums! Und heulend fuhr eine Salve Granaten über uns weg.

Erschrocken zuckten die jungen Soldaten mit den Köpfen. Eine Bewegung ging durch sie, als ob sie in den Schutz der Häuser weichen wollten. Aber das energische Kommando ihres Offiziers brachte sie augenblicks zu straffer Haltung zurück. Etwas beschämt mußten sie sich von den „alten Knochen" in ihren Reihen aufklären lassen, daß es unsere eigene Artillerie war, die schoß. Sie hatte unmittelbar auf den Höhen vor der Stadt, auf dem Steinberg, Feuerstellung bezogen und schoß über die Stadt weg nach Norden, wo der Feind im Kriegshafen bei Oxhöft saß und auf den rückwärtigen Höhen schanzte.

Die Stimme unserer Kanonen erinnerte alle daran, daß Krieg sei. Auch die Bevölkerung wurde sich des Ernstes der Lage wieder ganz bewußt. Die letzten, noch fehlenden Geiseln trafen sehr schnell ein. Man hatte nicht ganz hundert beisammen. Unser Oberst begnügte sich auch mit siebenundneunzig. In ihrer Gegenwart wurde die Stadt an den inzwischen eingetroffenen General Eberhardt bedingungslos übergeben und der sofortige Einmarsch festgesetzt. Bis zur endgültigen Besetzung der Stadt hafteten die Geiseln für Leben und Sicherheit unserer einrückenden Soldaten. Sie verblieben im Stadthaus, in dem sich sofort die deutsche Ver-

waltung einrichtete. Alle wehrfähigen polnischen Einwohner hatten sich auf bestimmten Sammelplätzen einzufinden. Entsprechende Plakate wurden sofort angebracht.

Alsbald begann die Besetzung der Stadt. Eine Kompanie rückte zur Küste herunter, die andern drangen feldmäßig gegliedert und gesichert in den Hauptstraßen und zu den öffentlichen Gebäuden vor. Wir mit ihnen. Auch im Innern der Stadt hatten die Polen noch Straßensperren angelegt. Überall sah man auf dem freien Baugelände zwischen den Häusern Deckungsgräben gegen Artilleriebeschuß und Luftangriffe. Aber kaum die Spur einer Beschießung ist in der Stadt zu entdecken. Alle Läden und Schaufenster sind verrammelt, zum Teil mit Brettern verschalt, zum Teil mit Papierstreifen kreuzweise dicht beklebt, als Vorsichtsmaßnahme und Sicherung gegen das Platzen der Scheiben. Das macht beim ersten Hinsehen den Eindruck von Verlassenheit und Zerstörung. In Wirklichkeit ist aber nichts beschädigt! Die ganze Stadt, jedenfalls alle bürgerlichen Wohnquartiere sind vollständig wohl erhalten. Ein Zeichen, wie human unsere Kriegsführung war. Nur militärische Ziele am Hafen haben unter Feuer gelegen.

Wir sind bis zum Kosciuszko-Platz (dem heutigen Adolf-Hitler-Platz) gelangt, der sich als großzügige Anlage herunter zum Handelshafen mit seinen Kais zieht. Uns lockt die See, wir wenden uns dorthin. Wo die Wohnhäuser aufhören, beginnen die weit in die See hinausgebauten Hafenbecken mit ihren Kai- und Brückenanlagen, von vereinzelten Büro- und Abfertigungsbauten besetzt. Sehr weiträumige, aber im Dünensand offenbar nicht recht vorangekommene Grünanlagen und Promenaden stellen den Übergang dar. Das Ganze ist eine Kreuzung zwischen mondänem Badestrand und Passagierschiffshafen. Sehr großzügig im Zuschnitt. Aber man hat grade hier im Südhafen, der vor allem dem Personenverkehr diente, das Gefühl, daß ein viel zu weites

Kleid einen dürftigen Leib umschlottert. Oder — der immer wiederkehrende typische Eindruck! — daß nach außen eine glänzende Fassade aufgebaut ist, hinter der herzlich wenig oder gar nichts steckt.

Piu-h! Piu-h! Vorsicht! Hier wird ja geschossen! An der Böschung der Promenade liegen Marinesoldaten im Anschlag. Ein paar Gewehrschüsse pfeifen von Oxhöft herüber. Aber das ist zu weit, als daß man noch mit Sicherheit zielen könnte. Wir gehen weiter auf dem Kai vor. Wie kommt die Kriegsmarine hierher? Am Hafenbecken rechts sehen wir einige Räumboote festgemacht. Sie haben am Morgen, zu gleicher Zeit, als unser Regiment von Land aus eindrang, den Zugang zum Südhafen erzwungen, sind gelandet und haben das Hafengelände besetzt. Ihre Landung blieb drüben, im Norden, bei den Polen im Kriegshafen nicht unbemerkt. So kam es zu einem Schußwechsel, der aber bald einschläft.

Die Kais sind verlassen, die Hafenbecken leer. Nur einige Segel-Jachten liegen vor Anker. Die wenigen größeren Schiffe, die die Polen hatten, haben sie zur Sperrung der Hafeneinfahrten gebraucht. Sie liegen gesunken, mit Schornstein und Masten aus dem Wasser ragend, quer zwischen den Molen der Hafenbecken.

Von See bläst ein steifer Nord-Ost. Regenwolken hängen tief über der See. Es ist ungemütlich hier vorn am Kopf des weit vorspringenden Piers. Und doch können wir uns lange nicht trennen vom Anblick der grauen Wasserwogen, die mit dem sprühenden Gischt ihrer weißen Schaumkämme die Mauern und Molen des Hafens berennen. Das Bild ist so ganz anders als in all den vorangegangenen Tagen, da die See spiegelglatt und gefällig wie ein sanftes Mädchen im Sonnenschein lag. Der Aufruhr des Elements erscheint uns wie ein Sinnbild für die Umwälzung, die dieser rauhe Morgen der Danziger Bucht bescherte. Deutsche Seestreitkräfte im Hafen von Gdingen! Danziger Truppen in der Stadt!

Und drüben, hinter den grauen Wogen, auf der Putziger Nehrung: deutsche Flieger über dem Hafen von Heisterneſt, die den dort noch liegenden polnischen Kriegsschiffen den Garaus machen! Bei einem mit großem Schneid durchgeführten Angriff einer Stukastaffel wurden durch Bomben ein Minensuchboot und zwei Kanonenboote versenkt. Ein größeres Boot explodierte, zwei weitere Schiffe wurden schwer beschädigt.

Es ist aus mit Polens Seegeltung. Wir blicken in die verlassenen Abfertigungsräume und Schalterhallen der Schiffahrtsgesellschaften am Pier. Hier werden keine polnischen Schiffsplätze mehr gebucht werden, und die schönen Prospekte sind umsonst gedruckt. Aber nur wenige Tage werden vergehen, da werden stolze deutsche Schiffe hier anlegen mit deutschen Menschen, die auf Befehl des Führers aus den baltischen Ländern zurückkommen, um mit dem Kraftstrom ihres deutschen Wesens das wiedergewonnene deutsche Land von der künstlichen Überfremdung zu befreien. Dann werden diese Hafenanlagen einen neuen Sinn bekommen, und was zum Schaden des deutschen Volkes gedacht war, wird zu seinem Nutzen ausschlagen.

Wir wenden uns dem Innern der Stadt zu, das inzwischen besetzt worden ist. Es ist immer dasselbe Bild. Da stehen niedrige Bauernhäuser aus Backstein, die noch aus dem ehemaligen Fischerdorf mit seinen 200 Seelen stammen, oder ein putziges kleines Landhäuschen, wie man es für bescheidene Sommergäste damals gebaut hat, und dahinter ragt die Brandmauer eines Mietskasernenkastens von 6 Stockwerken nackt und schamlos in den Himmel, über dem flachen Dach bekrönt von einer mehrere Meter hohen Lichtreklame. Breite Straßen führen zum Ufer hinunter, halb von Seesand verweht, von den hohen Eisengerüsten geplanter Neubauten begleitet.

Auch mitten in der Stadt sind noch Straßensperren zu

überwinden, die aber mehr den zivilen Verkehr als den Vormarsch der Truppe behindern. Von Westen her ist inzwischen über den Bahnhof das andere Regiment der Landespolizei eingedrungen und hat sich mit unsern Abteilungen vereinigt. Die Stadt ist völlig in deutscher Hand.

Unklar ist die Lage nur noch im Norden der Stadt, wo der Kohlenumschlaghafen liegt.

Dort bekommt man erst den rechten Begriff von der bedeutenden Rolle, die Polen „seinem" Seehafen zugedacht hatte. Fast eine Million Zloty sollen in das Unternehmen hineingesteckt worden sein — ein Kapital, dessen Einsatz auf Kosten der polnischen Landbevölkerung sich allerdings nur mit Hilfe eines von England und Frankreich subventionierten Seeverkehrs und -handels notdürftig aufrecht erhalten ließ.

Von der Straßenbrücke, die über die Gleisanlagen zum nördlichen Hafen führt, übersehen wir das weitläufige vom Anhauch des Krieges zur Leblosigkeit erstarrte Areal: das vielverzweigte Netz der Abstellgleise, die vollgestopft sind mit vielen Hunderten von Güterwagen aller Art, die langen Schuppenreihen an den Kais, die Förder- und Verladeanlagen, die Lagerplätze, die Kräne, und vor allem die tief ins Land hineingeschnittenen Hafenbecken, die die ganze Niederung zwischen Gdingen und Oxhöft ausfüllen.

In der Tat ein erstaunlicher, ja ein bewunderungswürdiger Anblick! Wenn das, was hier im Laufe von anderthalb Jahrzehnten aus Sumpf und Sand gestampft ist, polnischer Tatkraft und polnischem Wirtschaftsvermögen entsprang — alle Achtung!

Wenn — ja wenn! In Wahrheit stand hinter der Fassade dieses Hafens etwas ganz anderes als das echte Expansionsbedürfnis einer auf realen Werten beruhenden volkswirtschaftlichen Kraft. Dieser Hafen war ein von England geschickt benutztes Mittel, Polen auf die See zu locken

und damit an die Politik Englands zu ketten. Seine scheinbare Blüte beruhte auf Illusionen, die von England geflissentlich genährt und gefördert wurden.

Zu diesen Illusionen polnischer Seegeltung, von denen sich Volk und Regierung blenden ließen, gehört als entscheidende die angebliche „Eroberung" der skandinavischen Kohlenmärkte im Jahre 1926 während des englischen Kohlenarbeiterstreiks. Sie legte den Grund für die aufsteigende Entwicklung, die „Blüte" Gdingens — eine Gunst des Schicksals, die man geschickt ausnutzte. So glaubte man selber und versuchte, es der Welt weiszumachen.

In Wirklichkeit lagen die Dinge ganz anders. Es wäre für England ein leichtes gewesen, den Polen diese Märkte wieder abzunehmen. Wenn es das nicht tat, so lag dem eine ganz bewußte Absicht zugrunde. Man wollte den Polen Appetit an eigener Seegeltung machen, um sie dadurch in jene uferlose Ostseepolitik zu treiben, für die das Vorhandensein eines Korridors notwendige Voraussetzung war und die dadurch den Gegensatz zum Deutschen Reich verschärfen, ja verewigen mußte.

Der Appetit kommt beim Essen. Was England erwartet hatte, traf ein. Die polnische Wirtschaft ließ sich von den von England mit kluger Berechnung eingeräumten Möglichkeiten ködern. Mit der Maßlosigkeit, die das polnische Volk charakterisiert, stürzte man sich auf das Riesenprojekt eines eigenen Hafens und Ausfuhrplatzes. Da die Kräfte in gar keinem Verhältnis zu der Aufgabe standen, mußte der Staat einspringen. Und er tat es, denn für ihn wurde aus dem wirtschaftlichen Anspruch zwangsläufig eine nationale Prestigefrage. Genau das, was die Engländer brauchten. Hier liegt der Kern der polnischen Frage, die Wurzel alles Übels!

Auf wie schwachen Füßen das Ganze stand, geht daraus hervor, daß es niemals gelungen ist, in Gdingen eine eigene polnische Privatinitiative zu entwickeln. Das Geschäft lag

in den Händen einiger jüdischer Unternehmer und war im übrigen auf englisch-französische Subventionen angewiesen. Schließlich wurde die englisch-polnische Kohlenausfuhr über Gdingen und damit die Verbindung Polens mit der Ostsee überhaupt völlig unter englisches Protektorat gestellt. Gdingen hat nie polnischer Seegeltung gedient — denn die gab es nicht. Es war ein Ausbeutungsobjekt der gegen Deutschland gerichteten englischen Machtpolitik. Es lebte nur vom Negativen her, vom Gegensatz zu Deutschland, und seine wirtschaftliche Möglichkeit als Kohlenumschlagplatz kam niemand anders als England zugute.

Englands verbrecherisches Spiel mit Polen — das war es, was uns angesichts des Kohlenhafens von Gdingen vor Augen trat. Freilich hatten wir nicht Zeit und Muße, näher darüber nachzudenken. Am jenseitigen Rande der Hafenbecken saßen die Polen, von den Höhen der Oxhöfter Kämpe eröffneten sie Maschinengewehrfeuer auf die deutschen Abteilungen, die das Hafengelände besetzten. Wir hatten die Grenze des von den Polen geräumten Gebietes erreicht. Der Krieg trat wieder in sein volles Recht.

Die Situation wurde ungemütlich, und zwar für beide Teile. Vom Höhenrand der Oxhöfter Kämpe konnten die Polen das gesamte Hafengebiet bis in den letzten Winkel einsehen und unter Feuer halten. Andererseits bot ihre Stellung unserer Artillerie vorzügliche Ziele. Die am Hang und auf der Höhe befindlichen Baulichkeiten, Kasernen und Dienstgebäude von Oxhöft, überragt von dem hohen Gittermast der Funkstation, lagen vor uns wie auf dem Präsentierteller.

Gedeckt hinter den Lagerhäusern und Warenschuppen der Kais gingen unsere Truppen mit Infanteriegeschützen und Paks in Stellung und erwiderten das polnische Feuer, während die auf den Höhen südlich der Stadt aufgestellten Batterien, deren Feuereröffnung wir am Morgen miterlebt hatten, die Beschießung von Oxhöft fortsetzten. Ihre Gra-

naten zogen über die Stadt und schlugen drüben am Höhenrand in die Truppenversammlungen des Feindes. Der Kampf um Gdingen war zu Ende, der Kampf um Oxhöft hatte begonnen.

Uns rief indessen ein neuer Auftrag in die Stadt zurück. Bei den deutschen Truppen hatten sich eine Reihe Volksdeutscher gemeldet, die die Polen aus dem Korridor hierher verschleppt hatten. Es stellte sich heraus, daß es die deutschen Einwohner von Neustadt waren, deren Verhaftung und Wegführung man uns dort bereits berichtet hatte. Heute Morgen, kurz vor dem Einrücken unserer Truppen, hatte man sie aus dem Polizeigefängnis frei gelassen, in dem sie die letzten Tage verbringen mußten. Nun gingen wir mit ihnen an die Stätte ihrer Haft. Es war ein im Kohlenhafenviertel gelegenes Polizeirevier. Sie zeigten uns den Weg, den sie unter dem Gejohle des Hafenpöbels geführt worden waren.

Wie harmlos und scheinheilig, ja dienstbeflissen und untertänig gab sich jetzt derselbe Janhagel, der sie zuvor am liebsten totgeschlagen hätte. Für unsere deutschen Brüder war es ein stolzes Gefühl, daß sie als freie Menschen, als die rechtmäßigen Herren des Landes da noch einmal erscheinen konnten, wo man sie schimpflich eingesperrt und ihnen nach dem Leben getrachtet hatte.

Sie führten uns in die Zellen und zeigten uns die Einschläge polnischer Geschosse, ja die Geschosse selbst fanden sich noch, mit denen man auf sie durch das kleine Fenster in der Tür geschossen hatte. Nur dadurch, daß sie sich platt auf die Erde warfen, entgingen sie dem Tode. Sachlich und klar berichteten uns zwei der so bedrohten Deutschen, unter ihnen der Pfarrer von Neustadt, vor dem Mikrophon, wie sie unter ständiger Bedrohung an Leib und Leben diese Tage verbracht und heute Morgen nun plötzlich befreit worden waren. Noch wußten ihre Angehörigen nichts von ihrem Schicksal.

Sie waren sehr erfreut, von uns zu hören, daß in Neustadt alles unversehrt geblieben und daß man dort sehnlichst auf Nachricht von ihnen wartete. Sie wollten versuchen, über die Heeresfernsprechleitungen ihre glückliche Errettung durchzugeben, denn jeder private Postverkehr war natürlich vorläufig unterbrochen.

Als wir mit ihnen zum Regimentsstab zurückkehrten, sahen wir erst, welche Verwahrlosung in den dortigen Außenvierteln herrschte — die Kehrseite der Medaille! Ein armseliges Beieinander von trostlosen Bruchbuden, aus alten Kisten und Blechresten zusammengeschluderten Lauben, von zerfallenen Baracken — und dies nicht etwa als behelfsmäßige Unterkunft, sondern als dauernde Behausung für kinderreiche Familien, die schmutzig und zerlumpt herumstanden, unsere Soldaten halb neugierig, halb dumm-dreist begafften und wohl noch nicht ganz begriffen, daß ihrem Dahinvegetieren als Schmarotzer und Parasiten am Abfall des Lebens jetzt ein Ziel gesetzt werden würde.

In der Stadt war mittlerweile eine sehr lebhafte Bewegung entstanden. Die wehrfähigen Männer sammelten sich, wie befohlen, in großen Gruppen an den bestimmten Stellen. Die Frauen standen unschlüssig und aufgescheucht herum. Man drängte sich in die wenigen Läden, die ihr Geschäft offenhielten. Man trug die Rundfunkapparate, die beschlagnahmt wurden, zum Stadthaus. Die zahlreichen Flüchtlinge aus der Umgebung der Stadt rüsteten sich mit Sack und Pack zur Heimkehr, von der ungewissen Sorge erfüllt, ob sie ihre Häuser unzerstört anfinden würden.

Von Danzig traf SA ein. Sie übernahm die Bewachung und Prüfung der vorläufig festgenommenen männlichen Bevölkerung. Man mußte damit rechnen, daß bei der Räumung der Stadt durch die polnischen Truppen manch einer heimlich seine Uniform ausgezogen und sich in Zivilkleidung unter die Bevölkerung gemischt hatte, zumal ein großer Teil der hier

kämpfenden Soldaten aus der ansässigen Bewohnerschaft der Gegend bestand und leicht Unterstützung und Unterschlupf bei Bekannten oder Verwandten fand. Eine schwierige und langwierige Arbeit war es, hier die Spreu vom Weizen zu sondern.

Danziger Feuerwehr kam an und übernahm sofort die Feuerwachen. Wie schnell das ging, dafür ein kleines Beispiel, das ich miterlebte. Unsere vorderste Spitze war durch das Zentrum der Stadt hindurch bis zu dem unübersichtlichen Viertel gelangt, wo allerhand Lagerplätze, Werkstätten, Baracken den Beginn des Hafengebietes ankündigen. Hier liegt eine Feuerwache. Als unsere Sicherungen aufgestellt wurden, kam der Regimentskommandeur an und befahl sofort, die polnische Feuerwache, wo man ein paar Feuerwehrmänner in Uniform abwartend stehen sah, mit einem Posten zu besetzen, damit keine Sabotage getrieben werden könnte. Da winkten die Feuerwehrmänner beruhigend ab. „Ist nicht nötig. Hier ist schon Danziger Feuerwehr.“ Es waren Danziger, die von der Bahnhofsseite her mit dem andern Regiment vorgegangen waren und die Feuerwache bereits übernommen hatten.

Danziger Polizei war zur Regelung des Verkehrs zur Stelle. Die vorgesehenen Amtswalter der Partei bereiteten noch am ersten Tage die Übernahme der Verwaltung vor. Es war ein entschiedenes, zielbewußtes, rasches Zupacken mit allen zur Verfügung stehenden Kräften, und es wurde ganze Arbeit getan. Es ist hier nicht der Platz, über die Schwierigkeiten zu sprechen, mit denen unsere Verwaltungsorgane bei der Übernahme der Geschäfte zu kämpfen hatten. Erwähnt sei nur, daß auch in Gdingen, wo doch scheinbar der Übergang der Verwaltung von polnischer in deutsche Hand geordnet und ohne Störung durch Kampfhandlungen erfolgte, wichtige Unterlagen insbesondere wirtschaftlicher Art, wie Wertpapiere, Urkunden, Kassenhaltungsbelege, Kontolisten

der öffentlichen Kassen, Sparkassen und Banken, beseitigt waren. Man hatte einen großen Teil dieser Papiere in gewöhnlichen, nicht wasserdichten Kisten in das Meer versenkt.

Als wir am Nachmittag auf dem Rückwege nach Danzig waren, war der Arbeitsdienst der hinderlichen Straßensperre in Koliebken schon energisch zu Leibe gerückt. Eine neue Bohlenbrücke stand, die zunächst eingleisig befahrbar war, und die nötige Verbreiterung auf die Doppelspur wurde in Angriff genommen. Danziger Postbeamte im Verein mit Soldaten der Nachrichtentruppe flickten die Leitungen nach Gdingen, Eisenbahnbeamte und Arbeiter stellten das Eisenbahngleis, das zwischen Steinfließ und Koliebken zerstört worden war, wieder her. Mit einer unvorstellbaren Schnelligkeit legten sich die Verbindungsbänder zwischen Danzig und Gdingen.

Die unselige Zweiheit war überwunden. Nicht mehr im Kampf gegen Danzig, sondern nur in neuer organischer und abhängiger Beziehung zu ihm wird die künstlich hochgepäppelte, allzu junge Rivalin von gestern ihre zukünftige Lebensberechtigung haben.

In Zoppot herrschte eitel Freude. Die zum Teil evakuierten Bewohner waren wieder in ihre Heime zurückgekehrt. Jetzt standen sie an den Straßen und begrüßten alles, was von Gdingen kam, mit jubelnden Rufen, um ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Mit der Einnahme von Gdingen war auch die letzte Sorge, die mancher vielleicht noch im geheimen gehabt hatte, in Nichts zerflossen. Man vergaß fast, daß der Krieg an der Danziger Front noch nicht zu Ende war, daß erhebliche Truppenmassen der Polen noch nördlich Gdingen saßen, im Kriegshafen und auf der Oxhöfter Kämpe. Allerdings machte man sich kaum eine Vorstellung von der wahren Stärke dieser polnischen Reste. Man schätzte sie auf drei-, vielleicht viertausend Mann. Hätte man gewußt, daß es über zwölftausend waren und daß sie zudem in einer von Natur

fast unangreifbaren Stellung, die einer natürlichen Festung ähnelte, sich verschanzt hatten, man wäre vielleicht weniger unbekümmert in der Freude über den Fall Gdingens gewesen.

Aber ein von aller zweifelnden Überlegung ungetrübtes Gefühl sagte den Danzigern: Mit Gdingen hat der Pole alles verloren, was ihm das Festhalten und die Verteidigung dieses nördlichsten Korridorstücks an der See erstrebenswert und wertvoll machte. Was noch kam, konnte nur ein Nachspiel sein, die endgültige Liquidierung einer Masse, deren Firma bereits völlig zusammengebrochen und aus dem Register gestrichen war.

Für die gegen Oxhöft angesetzten reichsdeutschen und Danziger Truppenteile freilich kamen noch Tage schwersten Kampfes gegen einen an Zahl weit überlegenen Gegner.



Der Führer bei der Besichtigung der Westerplatte



Hela wird besetzt



Der Traum ist aus

Der polnische Kriegshafen von Hela nach der Besetzung

Der Kampf um die Oxhöfter Kämpe

Nach fünftägigem zähem Ringen gelang es, die gesamte Oxhöfter Kämpe in konzentrischem Vorgehen zu besetzen. Die „Schleswig-Holstein" und Streitkräfte des Führers der Minensuchboote griffen wirksam von See her in die Kampfhandlungen ein.

Es war ein Kampf — so schreibt ein Kamerad von der Presse in den „Danziger Neuesten Nachrichten" —, der unter schwierigsten Bedingungen gegen einen Gegner geführt werden mußte, der sich zäh und verschlagen wehrte. Die Überschreitung des etwa fünf Kilometer breiten Moorbruchs war eine Aufgabe, die die schwierigsten Anforderungen an die Truppe stellte. Die Polen hatten die Gräben und Wasserläufe, die das Bruch durchziehen, aufgestaut und versucht, alles unter Wasser zu setzen. Unter dem Wasserspiegel lagen Drahtverhaue, so daß nicht nur das Vorwärtskommen erschwert war, sondern auch mancher, der ins Moor geriet, sich aus den Verdrahtungen kaum befreien konnte. Bis an die Schultern manchmal im Wasser stehend, mußten die braven Pommern vom Korps Kaupisch durch alle diese Hindernisse sich durchkämpfen, die Stauanlagen beseitigen und schrittweise den Gegner zurückdrücken. Auch an die Danziger SS, die am Vormarsch beteiligt war, wurden die schwersten Anforderungen gestellt. In dem ansteigenden Waldgelände

am Rande der Kämpe saß der Pole hinter breiten Drahtverhauen und Minenfeldern. So geschickt er sich unter Ausnutzung des Geländes zu verteidigen versuchte, allmählich vermochte er dem eisernen Druck der deutschen Kämpfer nicht mehr zu widerstehen.

In vorbildlicher Zusammenarbeit mit Luftwaffe und Kriegsmarine wurde der Feuerring um Oxhöft immer enger. Von See her warf die Marine, von Land her unsere Artillerie ihre Granaten in die polnischen Stellungen. Sturzkampfflieger zertrümmerten ein Munitionsdepot, zerschlugen ein Verpflegungslager und demolierten die Gefechtsstände.

19. September Am 19. September fiel die Entscheidung. Schon gegen 13 Uhr 30 erreichten die vordersten Teile des Korps Kaupisch die Ostsee in Gegend von Neu-Oblusch.

Der alte Gutsherr Thymian auf Neu-Oblusch, der während der Kämpfe dort aushielt, erzählt: „Den 19. September werden wir alle bis an unser Lebensende nicht vergessen. Schon am Montag Abend machte sich unter den Offizieren unserer polnischen Einquartierung deutliche Verzagtheit bemerkbar. Zuletzt saßen die Herren nur noch im Keller, sich an den letzten Beständen ihrer Schnapsvorräte tröstend, mit denen sie oft ganze Nächte zechend verbracht hatten. Als das Artilleriefeuer langsam verstummte, wurde aus der Nähe MG- und Gewehrfeuer laut, und kaum daß die polnischen Offiziere schreckensvoll gerufen hatten: „Jetzt kommen sie!", waren auch schon die ersten deutschen Soldaten auf dem Hof. Wir wußten, nun ist die Stunde der Befreiung da. Ohne sich auch nur zu besinnen, warf alles, was an Soldaten im Hause und in den Stallungen war, die Waffen hin und hob zum Zeichen der Kapitulation die Hände. Unsere grenzenlose Freude können Sie sich vorstellen."

Um 17 Uhr 30 übergab der Kommandant von Oxhöft die Festung. Auch der polnische Kriegshafen war in unserer Hand. Alles, was auf der Oxhöfter Kämpe eingekesselt war,

streckte die Waffen. Bis zuletzt wurde von den Polen das umfangreiche, tief in die Waldschlucht der „Babidolle" eingebettete Gebäude der Marineschule zäh verteidigt. Das Ende war nicht mehr aufzuhalten. Ein großer Erfolg war errungen, dessen wahres Ausmaß erst allmählich zu Tage treten sollte.

An den entscheidenden Kämpfen des 18. und 19. September war das Danziger Infanterie-Regiment 2 der Landespolizei hervorragend beteiligt. Wir geben einem Mitkämpfer aus den Reihen des Regiments das Wort:

„Nach der Einnahme von Gdingen rauschten Tag und Nacht die Geschosse unserer Kanonen über unsere Ruhequartiere nach Oxhöft hinüber. Wir wußten, daß drüben noch einige Arbeit unserer harrte. Am 18. September mittags wurde das Regiment eingesetzt. Ein Bataillon wurde vom Elektrizitätswerk auf Kolonie Oblusch angesetzt, ein anderes sollte im rechten Winkel dazu am Hafen entlang den Kriegshafen Oxhöft gewinnen. Für beide Bataillone gab es schwere Arbeit. Der Pole konnte jede Gruppe, die sich durch das Sumpfgebiet vorarbeitete, einsehen und beschießen. Die Kompanien, die die Obluscher Höhen zu gewinnen hatten, stießen auf erbitterten Widerstand, ja der Pole setzte sogar zu starken Gegenangriffen an.

Das Bataillon, das im rechten Winkel dazu auf die Oxhöfter Spitze losging, mußte sich gleichfalls gegen einen zähen Gegner vorarbeiten, der die Höhen um den Funkturm herum festungsartig ausgebaut hatte und schwer zu fassen war. Einer Kompanie gelang es, unter dem Schutze schwerer Maschinengewehre den Funkturm zu besetzen; aber auch da erfolgte sofort ein polnischer Gegenangriff.

So kam die Nacht heran. Die Kompanien waren in keiner beneidenswerten Lage. Ein Teil lag in den Sumpflöchern von Oblusch, ein Teil in dem schluchtenreichen Berggelände um den Funkturm. Die Einheiten wurden in dem unüber-

sichtlichen Gelände geordnet, hier und da eine Lücke geschlossen, und dann hieß es wachsam in die Dunkelheit spähen. Die Nacht verlief ziemlich ruhig. Es wurde kalt. Über uns wölbte sich ein Sternenhimmel von überirdischem Glanz. In das Dunkelblau des Nachthimmels mischte sich der Feuerschein brennender Häuser. Artillerie, Minenwerfer, Infanteriegeschütze schossen sich ein und machten den Polen wohl das Leben erheblich schwer. Von Zeit zu Zeit flogen, zauberhaft an eine Schnur gereiht, die leuchtenden Geschosse der Flak gegen Häuser und Schützengräben. Wir müssen anerkennen, daß der Pole dem schweren Feuer standhielt, und seine MGs immer wieder an der Arbeit waren.

Der Morgen des 19. September brachte den allgemeinen Angriff. Das linke Bataillon stieß durch das Dorf Oblusch hindurch bis zu der Bergstraße, die von Oxhöft nach Kossakau hinaufführt. Im Dorf Alt-Oblusch stand ein baumlanger polnischer Matrose mit einer weißen Fahne vor einem Hause, verlangte einen Offizier zu sprechen und meldete in dienstlicher Haltung, daß drinnen sein gefallener Kommandeur aufgebahrt lag.

Das rechte Bataillon arbeitete sich im Laufe des Vormittags in schwerstem Kampfe gegen die Kasernen des Kriegshafens vor, litt aber unter den gezielten Schüssen der in Bunkern und Häusern eingenisteten Gegner. Wir alle hatten wohl in diesen Stunden die stille Befürchtung, daß wir auch an diesem Tage noch nicht mit den Polen in Oxhöft fertig werden würden. Die Lage zwang zu einem neuen Entschluß; die Zange mußte auch an dem andern, westlichen Ende des langen Dorfes Oxhöft angesetzt werden. Dieser Entschluß brachte die Entscheidung.

Zwei Einheiten des Regiments hatten bei der linken Stoßgruppe grade die Bergstraße erreicht und sahen vor sich — in zwei bis drei Kilometer Entfernung — die in blauem Dunst schimmernde Danziger Bucht, sahen drüben den Land-

streifen von Hela liegen, sahen weit rechts die Türme und Hochbauten des Danziger Hafens. Aus dieser Stimmung wurden sie durch den Befehl gerissen: Heraus zu neuem Einsatz.

Die Kompanien stehen 14 Uhr 30 an der Straße, die von Westen in das Dorf Oxhöft führt. Um 15 Uhr beginnt ein Feuerschlag der gesamten schweren Waffen, unterstützt von Sturzfliegern und auch von Einheiten der Marine, ein Feuerschlag, der in kurzem das Dorf Oxhöft in einen brodelnden Kessel von Feuer und Rauch verwandelt. Während am rechten Flügel die schwer kämpfenden Kompanien den einen Griff der Zange festhalten, stoßen hier links an der Straße die beiden Einheiten im raschen Lauf über eine 1000 Meter breite Ebene bis an den Dorfrand vor. Noch prasseln die Geschosse der Flak gegen die oberen Stockwerke der Häuser, da sind unsere Männer schon in den Kellern, wollen die ersten Gefangenen herausholen. Aber da strömt es heraus: Männer mit und ohne Uniform, alte Mütterchen mit Gebetbuch und brennender Kerze, Frauen mit verängstigten Kindern auf dem Arm. Nur ein Wort liegt auf ihren Lippen, liegt auf ihren angstvollen Gesichtern: Gut, daß es vorbei ist!

Aber es ist des Segens fast zu viel. Die Straßen sind vollgestopft mit Gefangenen, wir haben Mühe, weiter zu kommen. Aber wir kommen weiter, wir kommen an das erste Ziel, die Kirche, von wo aus nach dem Befehl des Regiments rechts eingeschwenkt wird, um den Hafen zu erreichen.

Ein Zug einer Kompanie ist inzwischen bis zur Düne vorgestoßen und hat dort die Bunkerbesatzung einer Küstenbatterie erledigt.

Das rechte Bataillon hatte gleichfalls die Stunde ausgenutzt. In raschem Vordringen wurden nun die Kaserne und die Zitadelle erreicht. Der Kommandant ergab sich. Die Zange hatte sich geschlossen. An der Zitadelle trafen sich die

Männer der von verschiedenen Richtungen her angesetzten Bataillone.

Wir stehen wieder auf der hohen Düne, wo noch die polnischen Geschütze ihre zerschossenen Rohre emporrecken. Wir blicken über den Hafen, wo noch immer ein alter, verstaubter Kreuzer französischer Herkunft seinen Mittagsschlaf hält. Wir blicken hinüber nach unserer Heimat und freuen uns unsäglich, daß wir nach diesen Kämpfen nun bald in Danzigs Straßen einziehen dürfen. Am Morgen des 1. September waren wir auf einen Verteidigungskampf gefaßt. Aber unsere Verteidigung wurde schon in den ersten Stunden des Krieges zum Angriff. Wir haben uns mit polnischen Banden herumgeschlagen, wir haben Stellungen der Polen nehmen müssen, wir haben Gdingen erobert und beschließen unsere Aufgabe mit der Einnahme von Oxhöft. So haben wir um unsere Vaterstadt einen Ring geschlossen, nicht aus Schützengräben und Stacheldraht, sondern aus Männern, die anzugreifen verstehen."

So berichtet voll Stolz einer von denen, die in den Reihen des Danziger Regiments mit der Einnahme von Oxhöft den letzten polnischen Widerstand im nördlichen Korridor endgültig brachen. Nur die schmale Nehrung der Halbinsel Hela blieb vorläufig noch in polnischer Hand.

Der Erfolg des 19. September war über Erwarten groß. Nachdem der Heeresbericht zunächst nur gemeldet hatte: „Auch hier fielen mehrere tausend Gefangene in unsere Hand", konnte er am nächsten Tage mitteilen: „Die Beute in den Kämpfen um Gdingen ist auf 350 Offiziere, 12 000 Mann und etwa 40 Geschütze gestiegen." Unsere Truppen hatten Mühe, diese Massen von Gefangenen auf dem engbegrenzten Gebiet und den wenigen zur Verfügung stehenden Straßen abzutransportieren.

Der Führer in Danzig

Zur gleichen Stunde, da die Kämpfe um Oxhöft ihrem Ende entgegengingen, traf der Führer auf Danziger Gebiet ein, um der ins Reich heimgekehrten Stadt seinen Besuch abzustatten. Der Augenblick war gekommen, auf den man in Danzig seit Wochen sehnlich gewartet hatte. Die Begeisterung und die Freude, die bei der Kunde vom Besuch des Führers die Bevölkerung ergriff, ist unvorstellbar. Vom frühen Morgen des 19. September an war die ganze Stadt auf den Beinen. Auf dem Langen Markt kam man schon um die Mittagsstunde kaum noch durch. Der Rundfunk gibt bekannt, daß die Kundgebung um 17 Uhr beginnen wird. 19. September

Um 13 Uhr 30 erreichte die Kolonne des Führers, die auf der Straße von Neustadt nach Oliva sich näherte, die ehemalige Grenze der Freien Stadt. Mitten im Olivaer Forst, bei Renneberg, gegenüber dem Zollhaus, erwartet Gauleiter Forster mit seinem Gefolge den Führer. Schon seit Stunden stehen auch hier die Menschen, die den Führer als erste gesehen haben wollen und ihm als erste den Dank und Jubel Danzigs entgegenrufen wollen.

Durch den Wald, der in den frühen herbstlichen Farben prangt, rollen die dreiachsigen geländegängigen Fahrzeuge der Wehrmacht heran. Der Führer ist da! Sein Wagen hält. Adolf Hitler steigt aus und geht auf den Gauleiter zu.

Mit fester Stimme, aber innerlich ergriffen, meldet sich Gauleiter Forster: „Heil, mein Führer! Als Ihr Gauleiter begrüße ich Sie allerherzlichst bei uns hier in Danzig. Die Bevölkerung freut sich, daß Sie kommen. Die Stadt hat ihr Festkleid angelegt. Die Bevölkerung wartet auf Sie." Von Oliva und Zoppot herüber hört man in diesem Augenblick den Klang der Glocken, die zu läuten beginnen, als wollten sie die schlichten, so ganz aus dem Herzen kommenden Begrüßungsworte des Gauleiters bekräftigen: „Die Bevölkerung freut sich, daß Sie kommen. Die Bevölkerung wartet auf Sie." Der Führer reicht, tief bewegt, Gauleiter Forster die Hand: „Und ich freue mich, daß ich Sie heute hier in Danzig begrüßen kann, das wieder zu Deutschland gehört, als mein treuer Gauleiter."

Der Führer fährt zunächst durch ein einziges Spalier jubelnder Menschen über Oliva nach Zoppot. Von dort tritt er am Nachmittag seinen geschichtlichen Einzug in die Stadt an. Es ist eine 13 Kilometer lange Feststraße. Die wartenden Menschen haben sie in einen Blumenteppich verwandelt, der sich von Zoppot über Oliva, Langfuhr bis in die Stadt ohne Unterbrechung hinzieht. Die Straße, die historisch war durch den Auszug der letzten deutschen Truppen im Jahre 1919, die neuen geschichtlichen Ruhm gewonnen hatte in den Kämpfen der vergangenen drei Wochen — sie bekam nun ihre höchste und unvergeßliche Weihe durch den Führer als Straße des Sieges, als Straße der Heimkehr ins Großdeutsche Reich.

Vorbei an den ehemaligen Kasernen der Leibhusaren von Langfuhr geht die Fahrt, vorüber am Gebäude des ehemaligen preußischen Generalkommandos, das Mackensens Wirkensstätte als kommandierender General gewesen war. Man erfährt, daß der Führer ein Telegramm mit herzlichen Grußworten an den greisen Generalfeldmarschall, Danzigs Ehrenbürger, gesandt hat.

Und dann umfängt das alte Danzig mit seinem Glanz und seiner Größe den Führer. Wahrlich umfängt es ihn, mit dem wundervollen geschlossenen Stadtraum, der vom Langgasser Tor über Langgasse und Langen Markt bis zum Grünen Tor reicht, und der nun angefüllt ist von einem einzigen Jubelschrei der Freude, des Dankes, der Huldigung.

Vor dem Artushof steigt die Führerstandarte empor. Der Führer betritt die ehrwürdige, hochgewölbte Halle, in der der Geist der Ordensritter von der Marienburg sich paart mit der selbstbewußten Gesinnung der stolzen Bürgergeschlechter der alten Hansestadt. Hier spricht der Führer. Hier ergreift er mit einem persönlichen Appell im Namen des deutschen Volkes Besitz von Danzig. „Ich habe mir einst vorgenommen, nicht früher nach Danzig zu kommen, ehe denn diese Stadt wieder zum Deutschen Reich gehört. Ich wollte als ihr Befreier hier einziehen. Am heutigen Tag ist mir nun dieses stolze Glück zuteil geworden! Sehen Sie in mir, meine lieben Danziger und Danzigerinnen, damit aber auch den Sendboten des Deutschen Reiches und des ganzen deutschen Volkes, das Sie nun durch mich aufnimmt in unsere ewige Gemeinschaft, aus der Sie niemals mehr entlassen werden. Danzig war deutsch, Danzig ist deutsch geblieben, und Danzig wird von jetzt ab deutsch sein, solange es ein deutsches Volk gibt und ein Deutsches Reich." Hingerissen huldigt ihm Danzig mit seinen führenden Männern in den immer wiederkehrenden, stürmischen Rufen: „Wir danken unserm Führer! Wir danken unserm Führer!"

„Abends dann" — so schreibt ein Danziger — „wurde ein Wunder lebendig: die Festbeleuchtung schenkte uns unsere schöne Stadt nach langen Tagen der Verdunkelung aufs neue wieder. Die alten Steine wurden umspielt von Strömen des Lichts, die Giebel traten aus der Dunkelheit hervor, als wollten sie, wie seit Jahrhunderten, erneut für die deutsche Sache dieser deutschen Stadt zeugen. Auf den

Straßen aber gingen Tausende tiefbewegt auf und ab. Ein neues Danzig war ihnen vom Führer geschenkt, und dies neue Danzig war nun wieder ein Stück der alten Heimat geworden."

„Heilig Vaterland, in Gefahren sich deine Söhne um dich scharen", so erklang es an diesem Tage vom Glockenspiel des Rathausturmes, zu allen graden Stunden wiederkehrend, und wechselte ab mit den Klängen des Chorals, der ganz Danzig aus der Seele gesungen war: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!"

*

Nicht nur ein neues Danzig schenkte der Führer dem Deutschen Reich, auch ein neues Gdingen. Er bestimmte, daß die von nun an für alle Zeiten zu Deutschland gehörige Stadt den deutschen Namen Gotenhafen erhalten sollte. Als er während seines Danziger Aufenthalts die Stadt besuchte, da grüßten ihn schon die Spruchbänder mit dem neuen Namen.

21. September Das war am Donnerstag, dem 21. September. Am Vormittag besichtigte der Führer zunächst die Westerplatte. Die Fahrt begann am Krantor, wo an der Schiffsanlegestelle drei leichte Einheiten der Kriegsmarine festgemacht hatten. Unter unendlichem Jubel der Bevölkerung begab sich der Führer an Bord des ersten Bootes. Alle im Hafen liegenden Schiffe ließen zur Ehrenbezeugung ihre Dampfheuler ertönen. Begleitet von den Heilrufen der Menschenmengen, die die Ufer säumten, setzten sich die Fahrzeuge in langsamer Fahrt in Bewegung und wendeten am „Milchpeter" zur Fahrt durch die Altweichsel an den Werften vorüber, wo wieder Zehntausende von schaffenden Volksgenossen dem Führer huldigten, in Richtung auf Westerplatte. Nach der Besichtigung der Westerplatte schritt der Führer die Front der an Bord in

Paradeaufstellung angetretenen Besatzung der „Schleswig-Holstein" ab, die am Kai der Westerplatte festgemacht hatte. Anschließend begab sich der Führer nach Gotenhafen.

Der neue Name knüpfte die Stadt an die uralte germanische Vergangenheit der Danziger Küste: Hafen der Goten zu sein, hatte die älteste Geschichte des Landes diesem Platz bestimmt. Verstümmelt hatte sich der Kern des ursprünglichen Namens im Worte Gdingen erhalten, war aber seines Sinnes beraubt worden und in der widergeschichtlichen Zwangsentwicklung unter der fremden Herrschaft seit 1919 gleichbedeutend mit Polenhafen geworden. Nun stellte der Führer richtig, was die kurzsichtige Politik der sogenannten Sieger von Versailles im Osten verbrochen hatte. Mit einem polnischen Gdingen hatten sie die Geschichte des Landes und das Schicksal seiner Bewohner vergewaltigen wollen — mit einem deutschen Gotenhafen begann nach des Führers Willen die neue Zeit im deutschen Osten. Die Geschichte des Landes und das Schicksal seiner Bewohner ruhten nun wieder fest in deutscher Hand wie vor Jahrtausenden schon.

Für ein so wenig industriegeschultes Land wie Polen war Gdingen eine wirtschaftliche Utopie gewesen. Der Besuch des Führers im deutschen Gotenhafen unterstrich die Tatsache, daß Deutschland gewillt ist, aus der polnischen Utopie einen realen produktiven Wirtschaftsfaktor für den deutschen Außenhandel zu machen. In den Dienst der hochindustriellen Entwicklung des Großdeutschen Reiches gestellt, werden die vorhandenen Hafenanlagen mit ihren zahlreichen Speichern, Schuppen, Lagerhäusern, Kühleinrichtungen, Lade- und Löscheinrichtungen überhaupt erst Sinn und Wert bekommen, und zwar nicht nur für Deutschland, sondern für die gesamte mit uns handeltreibende Welt; insbesondere für die nordischen Länder, die auch in der Kriegszeit weiterhin ihre Kohlen von uns erhalten.

Nichts charakterisiert wohl besser den Unterschied zwischen

vorgetäuschter und wahrer Wirtschaftskraft als die Tatsache, daß das polnische Gdingen mit dem Augenblick des Kriegsausbruchs nicht mehr imstande war, auch nur eine Kohle zu liefern, während das deutsche Gotenhafen die Kohlenausfuhr in friedensmäßigem Umfange und ungestört von feindlichen Einwirkungen für alle Länder an der Ostsee fortsetzen kann. Wirtschaft kann eben nur dann stark sein, wenn sie unter dem Schirm einer kraftvollen Wehr steht.

Auf der breiten Marschall-Pilsudski-Straße (der heutigen Hindenburgstraße) hatten zum Meere hin Formationen aller an den Kämpfen um Gotenhafen beteiligten deutschen Truppen Aufstellung genommen. Unter den Offizieren und Mannschaften befand sich bereits eine ganze Anzahl Träger des Eisernen Kreuzes. Der Führer schritt die lange Front der Formationen ab und zog zahlreiche Inhaber des Eisernen Kreuzes ins Gespräch. Anschließend besichtigte der Führer die Hafenanlagen sowie das Kampfgebiet auf der Höhe von Oxhöft, wo vor noch nicht 48 Stunden die blutige Entscheidung gefallen war.

In Gotenhafen und Oxhöft traf der Führer mit Generalfeldmarschall Göring zusammen, der sich ebenfalls auf einer Besichtigungsreise im befreiten Küstengebiet befand.

Am dritten Tage seines Aufenthalts in Danzig verließ der Führer die Stadt mit dem Flugzeug, um sich in das Kampfgebiet der in Nordpolen siegreich vorgedrungenen deutschen Truppen zu begeben, denen es an diesem Tage gelang, Modlin und Warschau gegeneinander abzuriegeln und damit endgültig die polnische Hauptstadt völlig zu zernieren. Der Feldzug in Polen, dessen operative Bewegungen der Tagesbefehl des Oberbefehlshabers des Heeres bereits am 21. September für abgeschlossen erklärt hatte, ging seinem Ende entgegen.

Hela – Abschluß der Kämpfe

„Widerstand wird jetzt nur noch in Warschau und Modlin, südostwärts Warschau bei Gora Kalwarja und auf der Halbinsel Hela geleistet." So hieß es im Wehrmachtsbericht vom 21. September. Als der Führer die Stätten des Kampfes an der Danziger Bucht besuchte, donnerten noch die Kanonen über See. Sie galten der Halbinsel Hela, auf die sich die letzten Reste der Polen zurückgezogen hatten, die von der Nordgruppe der polnischen Korridorarmee und der polnischen Marine übriggeblieben waren. Sie standen unter dem Kommando des polnischen Flottenchefs, Konteradmiral von Unruh, der seinen guten deutschen Namen in Unrug polonisiert hatte. Vor 25 Jahren war er auf den Schiffen unserer Kaiserlichen Kriegsmarine gegen England gefahren.

War es die Soldatenehre, die sie noch ausharren ließ, oder hofften sie gar, in Unkenntnis der tatsächlichen Lage, immer noch auf einen Durchbruch der Korridorarmee unter General Bartnowski, wie es die Truppen auf Oxhöft getan hatten? Daß es eine polnische Korridorarmee nicht mehr gab, hatte man ihnen wohlweislich verschwiegen, um sie weiter zum Aushalten ermuntern zu können. So würden die Polen auf Hela wohl auch nicht erfahren, was grade an diesem Tage der Wehrmachtsbericht melden konnte, daß beim Absuchen der Waldungen an der Bzura der Oberbefehlshaber der pol-

nischen Korridorarmee, General Bartnowski, mit seinem ganzen Stabe in unsere Hand gefallen war.

Das schmale nehrungsartige Eiland der Halbinsel Hela, das man früher gewöhnlich die Putziger Nehrung nannte, war nach dem Land zu an seiner schmalsten Stelle, die nur etwa 150 Meter in der Breite mißt, zwischen der Ostseeküste und dem Ufersaum an der Putziger Wiek mit einer Minensperre abgeriegelt. Die Polen hatten sogar Vorbereitungen getroffen, die schmale Landbrücke im äußersten Falle mit einer Sprengung wegzureißen. Nach See zu, wie zur Danziger Bucht, waren sowohl die Nehrung wie der eigentliche Kriegshafen Hela befestigt. Zudem boten sich bei den schwierigen Küstenverhältnissen nur geringe Möglichkeiten, eine Landung zu forcieren. Es war klar, daß ein mehr oder weniger improvisierter Handstreich schwere Opfer vom Angreifer fordern würde, denn man mußte damit rechnen, daß sich noch mehrere tausend Mann auf dem Eiland befanden. Unnötige Verluste sollten aber auf unserer Seite in dieser letzten Phase des Krieges, da die Entscheidung längst gefallen war, wenn irgend möglich, vermieden werden.

Unsere in der Danziger Bucht befindlichen Seestreitkräfte suchten den Gegner durch Artilleriebeschuß zu erschüttern. Für den Fall, daß er weiterhin in der Abwehr verharren sollte, wurde gemeinsam vom Heer und der Kriegsmarine ein blitzschneller Angriffsschlag planmäßig vorbereitet.

Am 22. September ergab sich Lemberg. Am 23. September meldete der zusammenfassende Kriegsbericht des Oberkommandos der Wehrmacht, daß der Feldzug in Polen beendet sei. „Von der gesamten polnischen Wehrmacht kämpft zur Zeit nur mehr ein geringfügiger Rest auf hoffnungslosem Posten in Warschau, in Modlin und auf der Halbinsel Hela. Daß er das noch kann, verdankt er ausschließlich der gewollten Schonung unserer Truppen und unserer Rücksichtnahme auf die polnische Bevölkerung."

Am 25. September begann der Angriff gegen Warschau, da der verblendete Kommandant der polnischen Besatzung das Anerbieten der deutschen Kommandostellen, die Stadt zu schonen, in den Wind geschlagen hatte. Am 27. September mußte sich Warschau mit seiner gesamten Besatzung bedingungslos ergeben. Am 28. September folgte die Festung Modlin.

Nun war tatsächlich Hela an der Danziger Bucht als allerletzter nennenswerter Widerstandsrest der Polen übrig geblieben. Dort, wo das reinigende Gewitter sich zusammengezogen hatte und die ersten Blitzschläge erfolgt waren, sollten nun auch die letzten Donner verhallen. Unsere Angriffsvorbereitungen waren in vollem Gange, da entschloß sich der polnische Flottenchef, nachdem die Übergabe Warschaus durch das Einrücken von deutschen Truppen Tatsache geworden war, zu Verhandlungen.

Am Sonntag, dem 1. Oktober, kapitulierte Hela bedingungslos. Die Verhandlungen fanden im Kasinohotel in Zoppot zwischen dem polnischen Konteradmiral Unrug und General Kaupisch von unserer Seite statt. Ein Schnellboot unserer Kriegsmarine hatte die polnischen Unterhändler in Hela an Bord genommen und nach Zoppot gebracht. Eine merkwürdige Situation: hier saßen sich die feindlichen Führer der beiden gegnerischen Streitkräfte gegenüber und verhandelten über die Form, in der die Übergabe und Besetzung des drüben liegenden Eilandes erfolgen sollte, während ringsum schon seit Tagen alles friedensmäßig wieder seinen Gang nahm. Der Seesteg, beliebtes Ausflugsziel der Danziger am Sonntag, war wie im Frieden wieder freigegeben, nachdem eine Zeitlang sein Betreten gesperrt gewesen war — im Kaffee „Bergschloß", wo uns damals die polnischen Granaten um die Ohren gesaust waren, konnte man wieder seinen Kaffee trinken, und tat es natürlich mit Begeisterung, indem man damit eine Besichtigung der Front verband — da drüben aber auf

1. Oktober

dem schmalen gelben Sandstreifen, dessen zerschossene helle Baulichkeiten man mit dem Glas deutlich erkennen konnte, saßen immer noch Polen, ging es immer noch um Tod und Leben. In der Bucht sah man unsere Seestreitkräfte, die die Landzunge von Hela umstellt hatten wie die Hunde den Hasen.

Es gab kein Entweichen mehr. So kam die Kapitulation schnell zustande. Es wurde festgesetzt, daß die Übergabe am

2. Oktober folgenden Tage, Montag, dem 2. Oktober, vormittags 10 Uhr, erfolgen sollte. Bis dahin hatten die Polen Hindernisse und Sperren aus dem Weg zu räumen und Gewähr zu leisten, daß gefährliche Stellen, wie Minen und Sprengladungen, gesichert bzw. bezeichnet wurden. Das gesamte Material an Waffen und Munition sowie die gesamte Mannschaft war zur Übergabe bereit zu stellen.

Als am 2. Oktober um 10 Uhr auf der Landzunge von Grossendorf her unsere Infanterie und Pioniere vorgingen, von See her Landungskommandos der Kriegsmarine, darunter das Landungskorps der „Schleswig-Holstein", den Kriegshafen von Hela und Heisterneſt besetzten, streckten 52 Offiziere, darunter der polnische Flottenchef, und 4000 Mann die Waffen.

Die polnische Herrschaft an der Danziger Bucht war bis auf den letzten Rest endgültig beseitigt; bis auf den letzten Fuß breit war die deutsche Ostseeküste wieder frei.

*

Genau einen Monat lang hatten die Kämpfe an der Danziger Front gedauert. Mit unendlichem Jubel, in dem Dankbarkeit, Stolz und Freude sich mischten, begrüßte Danzig seine Truppen, als die Brigade Eberhardt zum Abschluß der Kampfhandlungen ihren festlichen Einzug in Danzig hielt. Der Krieg hatte für Danzig wie wohl für keinen andern

Platz im Deutschen Reich sein allerpersönlichstes Gesicht. Es war der Heimatboden, auf dem er ausgekämpft wurde, es waren die eigenen engsten Landsleute, Freunde und Familienangehörige, die den Sieg erstritten.

Und die gefallen waren, waren gefallen auf dem Boden der Heimat und lagen bestattet in Danziger Erde. Ihre Hinterbliebenen gingen hinaus in den Olivaer Forst oder auf die Höhen von Zoppot oder an die Weichselufer bei Dirschau, und die Kameraden wiesen ihnen in Trauer und Stolz die Stelle, wo der Vater, ja der Großvater, der Mann, der Bruder, der Sohn, den Tod in freiwilliger Hingabe für das Deutschtum ihrer Heimat erlitten.

Aus eigener Kraft hatte Danzig sein Deutschtum rein bewahrt in den zwei Jahrzehnten, da es dem polnischen Zugriff ausgesetzt gewesen war. Mit eigenen Streitkräften hatte es nun den Befreiungskampf durchgestanden und seine Linien frei vom Feinde gehalten, bis es der großdeutschen Wehrmacht die Bruderhand reichen konnte. Nun würde, wie Danzig vom Reiche aufgenommen wurde, die Streitmacht der Danziger Regimenter aufgehen in der Wehrmacht des Großdeutschen Reiches.

Ihre Sonderaufgabe war erfüllt. Die Heimat war frei. Der Kampf um Danzig beendet. In Zukunft würde es nicht mehr um Danzig gehen, wenn sie kämpften, sondern um die größere Heimat, um die alle Deutschen umfassende Gemeinschaft, in die auch sie eingegangen waren: das Großdeutsche Reich.

Der Kampf um Danzig hatte mit einem Siege geendet, wie er schöner und vollendeter nicht zu denken war. Schulter an Schulter mit den alten Frontsoldaten des Weltkrieges hatte die junge Generation gekämpft und würdig der Alten Glanz und Ruhm der deutschen Waffen erneut. Die Wehrmacht, die der Führer dem deutschen Volke und Reiche geschaffen, hatte ihre Probe im polnischen Feldzug über alles Lob erhaben

bestanden. Das war nicht das vorsichtige Ausprobieren einer neuen, noch unbewährten Einrichtung gewesen — es war das blitzschnelle, mit geballter Kraft zupackende Handeln einer sich absolut überlegen fühlenden Macht, die im Vertrauen auf den restlosen Einsatz der Truppe, auf das reibungslose Zusammenspiel aller Faktoren und auf der Grundlage einer jahrhundertealten Waffentradition die kühnsten Entschlüsse wagen und siegreich zur Durchführung bringen konnte.

Wenn die im Osten ruhmgekrönten Truppen nun an anderer Front eingesetzt werden – wenn die deutsche Luftwaffe und die deutsche Kriegsmarine im gleichen Geiste, wie er sich im polnischen Feldzuge bewährte, nun dem Gegner zu Leibe rücken, der hinter allem stand, was den Kampf um Danzig, um den Korridor, um den deutschen Osten notwendig machte: England — dann wissen wir, diese große Auseinandersetzung, die uns aufgezwungen wurde, kann nicht anders enden als mit einem völligen Siege Deutschlands im Kampf um die Freiheit und den Frieden der Welt.

Nachwort

Es war mir naturgemäß nicht immer möglich, alle aus dem persönlichen Gesichtskreis gewonnenen Eindrücke und Erlebnisse im einzelnen auf ihre Einordnung in den großen sachlichen Zusammenhang nachzuprüfen. Ich bin daher für Mitteilungen dankbar, die zur Ergänzung der Kampfschilderungen oder zur Richtigstellung etwa unterlaufener Irrtümer dienen können.

Für die Auffrischung der Erinnerung in manchen Einzelheiten habe ich mich der Tagesberichterstattung in den „Danziger Neuesten Nachrichten" aus jenem entscheidenden Septembermonat bedienen können. Auch der wiedergegebene Kampfbericht über die Einnahme von Oxhöft stammt daher. Der Verfasser dieses Berichtes war leider nicht genannt. Ihm und der Schriftleitung sei für die Überlassung des Materials herzlich gedankt.

Ergänzungen und Richtigstellungen erbitte ich nach Berlin-Charlottenburg 9, Badenallee 19.

Hugo Landgraf.

Die beigegebenen Bilder lieferten:

Foto-Luben, Danzig

Heinz Fremke, Berlin

PK-Zell, Presse-Bild-Zentrale, Berlin

Presse-Hoffmann, Berlin

Scherl Bilderdienst, Berlin

C. C. MEINHOLD & SÖHNE GMBH, DRESDEN